



Julien Gracq
Aufzeichnungen
aus dem Krieg

Droschl

Julien Gracq als Leutnant im Mai 1940 an der Kriegsfrent in Flandern. Mit bemerkenswerter Präzision und einer sinnlichen Schärfe, die sogar die tristen Ereignisse des Soldatenalltags magisch zu verwandeln imstande ist, schildert er in diesem Tagebuch sowohl die ungeheuer spannende Situation vor Ort, als auch das lächerliche und nervenbelastende Warten in diesem »Kriegsspiel«.

»Die Aufzeichnungen zeigen uns Julien Gracq im ganzen Ausmaß seines jungen Talents: als Historiker eines namenlosen Kriegs, als Klimatologen des Kommenden, als Musiker der »magischen Stille«, als wagnerianischen Romancier an der Grenze zwischen Realität und Phantastik.« (*Le Nouvel Observateur*)

ISBN 978-3-85420-838-9



9 783854 208389

Winnipeg 10 mai

A quatre heures nous le quart de nuit : j'm'éveille dans ma chambre ^{à cause du bruit...} quel bruit ! La DCA tire mais vient beaucoup plus fort que d'habitude... n'arrête pas. Partout des ~~bruits~~ ^{propagations} de notes. Des mitrailleurs saute-
rant crachent tout près dans les champs, ^{autour de moi} nous tentent. Il y a dans la nuit avec ce fracas quelque chose d'in-
solite, ce matin.

Faut-il se lever ? Je suis vraiment bien couché dans ce lit de ferme, dans cette chambre fraîche. C'est de
minuit une demi-heure, trois quarts d'heure, et ^{le vacarme} ne
cesses pas. Et voici qu'on tire à deux cents mètres : sans
doute ^{un} ~~des~~ fusils mitrailleurs en DCA. Il fait un beau
soleil tout neuf, maintenant. ~~Il fait tout de même~~
~~beau~~. Pas trop tranquille pour sortir, j'ai l'impression
que les éclats de DCA devraient pleuvoir partout.

Mes hommes sont tout affairés autour
de leur FM, mais la dernière i dieu à leur venir se sent
bien de tirer. Ouvrir le feu, après huit mois de ^{tranquillité} ~~cartonnements~~ !
Ils ont le sentiment obscur, en disant, que cela ne peut
se faire sans un peu plus de solennité. Ils me regardent
perplexes. Surtout on voit des avions. Un gros trimoteur
vient vers nous dans le soleil, à cinq cents mètres. Je tire,
sans trop viser, - c'est évidemment symbolique. Les hommes
ont l'air de trouver ça drôle, un peu incertain.
Je base sur chance, on dirait que j'ouvre la porte
au malheur. Il a tiré tout le monde discute :
il paraît que des avions sont venus en nos notes
mitrailleurs nos postes frontiers. La troupe graille, un peu
partout - le feu n'arrête pas de crepiter. Obscurément
chacun sent que ^{la chose} ~~il~~ prend des proportions : l'événement
s'organise, se dirige. ~~On se peut plus parler de nous.~~
Enfin le calme. Nous nous décidons à aller prendre le
café. Soudain ^{est} à une dizaine de kilomètres, une immense
explosion, finale, gigantesque. On saura plus tard que
c'est à Berre, le cartonnement ^{que} nous ^{habitions} ~~il~~ y a
un mois. Une bombe aérienne a explosé au sol avec toutes
ses bombes, tuant une centaine de curieux.

Je me salue vers la porte - j'ai un
mauvais pressentiment, le cœur serré. Ça doit y être,

Julien Gracq, 1910 als Louis Poirier geboren, lebte bis zu seinem Tod 2007 zurückgezogen in Saint-Florent-le-Vieil. Sein Werk erschien schon zu Lebzeiten in der Bibliothèque de la Pléiade.

Dieter Hornig, 1954 in der Nähe von Wien geboren, lebt seit 1976 als literarischer Übersetzer und Essayist in Paris, wo er auch Geschichte, Poetik und Praxis des Übersetzens an der Universität Paris lehrt.

Julien Gracq

Aufzeichnungen aus dem Krieg

Aus dem Französischen
von Dieter Hornig

Literaturverlag Droschl

EDITORISCHE VORBEMERKUNG

Im Nachlass, der nach dem Tod Julien Gracqs – er starb am 22. Dezember 2007 im Alter von 97 Jahren – der französischen Nationalbibliothek übergeben wurde, befanden sich auch zwei Schulhefte¹: ein rotes im Format 22,5x17,5cm der Marke Le Conquérant trägt auf dem Einband die Inschrift: *Louis Poirier / Souvenirs de guerre* und beschreibt seinen Alltag im Krieg zwischen dem 10. Mai 1940, an dem er sich in einer kleinen Ortschaft in Flandern befindet, und dem 2. Juni, als er in der Nähe von Dünkirchen in Gefangenschaft gerät. Das zweite Heft ist grün, misst 21,8 x 16,6cm und trägt den Titel *Récit*. Es handelt sich um eine Erzählung in der dritten Person, von der vieles später in eine andere Erzählung einfließen wird, die im September 1958 erscheint, *Un balcon en forêt* (*Ein Balkon im Wald*, dt. von Gerda und Helmut Scheffel, S. Fischer 1960).

Gracq wurde von beiden Kriegen geprägt. Er datiert seine erste präzise Kindheitserinnerung auf das Jahr 1914 und den Kriegsausbruch, als die Leute am Ufer der Loire zusammenlaufen und sich dann vor der Kaserne scharen. Er war acht Jahre alt, als er die Kirchenglocken und Trompeten vernahm, die die Unterzeichnung des Waffenstillstands ankündigten.

Nach dem Abschluss seines Studiums der Geschichte und Geographie absolviert er in Saint-Maxent seinen Militärdienst, wo er als ehemaliger Schüler der Ecole Normale supérieure automatisch mit dem Dienstgrad und der Besoldung eines Unteroffiziers aufgenommen wird. Danach unterrichtet er an verschiedenen Gymnasien, be-

schliesst eine Doktorarbeit in Geographie zu schreiben und verbringt ein Jahr in Paris, wo er Russisch studiert. Im Sommer 1937 schreibt er, während er auf ein Visum für eine geplante Reise in die UdSSR wartet, seinen ersten Roman, *Au château d'Argol*, der von Gallimard abgelehnt wird und im Januar 1939 unter dem Pseudonym Julien Gracq bei dem Buchhändler und Verleger José Corti erscheint (deutsch: *Auf Schloss Argol*, Edition Sirene 1987). Andre Breton, dem er seinen Roman zuschickt, antwortet mit einem begeisterten Brief, und die beiden treffen sich im August in Nantes. Ende August wird der Hitler-Stalin-Pakt unterzeichnet. Gracq tritt sofort aus der französischen KP aus und wird sich später nie wieder politisch engagieren. Ende August erhält er die Einberufung als Leutnant zum 137. Infanterieregiment und stösst zu seiner in Lothringen stationierten Einheit. Zwischen Oktober 1939 und Mai 1940 ist seine Einheit in der Umgebung von Boulogne und in Flandern stationiert. Gracq beschreibt die verschiedenen Landschaften und Orte Jahre später im zweiten Band seiner *Witterungen*.

Am 10. Mai marschieren die Deutschen in Belgien und Holland ein, durchbrechen bei Sedan die französischen Linien und dringen in einer Art «Sichelschnitt» sehr rasch bis zur Kanalküste vor, wobei die teilweise nach Belgien vorgerückten britisch-französischen Truppen abgeschnitten werden. Gracqs Einheit wurde zur Verstärkung an der belgischen Grenze eingesetzt und rund um Antwerpen und im holländischen Flandern auf den Poldern aufgestellt. Nach dem deutschen Durchbruch marschiert sie durch Holland und Belgien zurück, besteigt in Thielt einen Zug und wird am 23. Mai westlich von Dünkirchen in Gravelines abgesetzt. Am 24. Mai kommt es zu Kämpfen am Ufer der Aa in der Nähe der Ortschaft St. Georges, und Gracq gerät am 2. Juni in Gefangenschaft.

Vom Juni 1940 bis Februar 1941 ist er im Lager Elsterhorst, Oflag IVD, in der Nähe von Hoyerswerda in Schlesien interniert, wo er unter anderem auch den Prolog zu seinem zweiten Roman *Un beau ténébreux* verfasst. Am Ende des Jahres erkrankt er schwer an der Lunge und wird Ende Februar 1941, obwohl inzwischen wieder gesund, in einem schweizerischen Sanitätszug nach Marseille transportiert und Anfang März demobilisiert. Er unterrichtet an verschiedenen Gymnasien, zunächst in Amiens, dann in Angers, wo er einen Grossteil der Prosagedichte für den Band *Liberté grande* schreibt und auch seinen zweiten Roman abschliesst, der im Februar 1945 erscheint. Man kann annehmen, dass in dieser Zeit nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft, zwischen dem Herbst 1941 und dem Sommer 1942, auch das Kriegstagebuch und die mit ihm verbundene Erzählung niedergeschrieben wurden.

Zehn Jahre später unternimmt Gracq eine Reise in die Ardennen, wo sich plötzlich die Kriegserinnerungen mit einer faszinierenden Landschaft verbinden und zu der Erzählung *Ein Balkon im Wald* führen.

Gracqs Beschreibung des französischen Debakels, des Versagens und des Dünkels des Oberkommandos, der offenkundigen Planlosigkeit und Ratlosigkeit sowie der sinkenden Moral der Truppen steht nun neben zwei anderen grossen Texten: neben Marc Blochs *LEtrange Défaite*, posthum erschienen 1946 (*Die seltsame Niederlage. Frankreich 1940. Der Historiker als Zeuge*, dt. von Mathias Wolf, S. Fischer 2002), und neben Claude Simons Roman *La route des Flandres* von 1960 (*Die Strasse in Flandern*, neu übers. v. Eva Moldenhauer, Dumont 2003).

Betritt man das Haus eines kürzlich Verstorbenen und wandert durch die Räume, so hat man das Gefühl, in eine nun ungeschützte

Intimsphäre einzudringen. Etwas Ähnliches kann man bei der Lektüre von Gracqs Aufzeichnungen aus dem Krieg empfinden, die jetzt schon vorliegen, während andere unveröffentlichte Texte – er schrieb täglich bis ins hohe Alter – erst 2027 erscheinen werden. Gracq selbst war von ausserordentlicher Diskretion und mass seinen Aufzeichnungen und Entwürfen keinerlei Wert bei. Der Keim eines Buches war für ihn genauso unwichtig wie die geplatze Schale einer Kastanie. Er hat keine Lust, den Besucher durch die Küche zu führen – was ihn aber nicht daran hindert, einem Autor wie Francis Ponge dafür dankbar zu sein, dass er ihn auf so bereichernde Weise durch seine führt². Für uns ist dies anders. Wir entdecken im Kriegstagebuch einen äusserst helllichtigen Beobachter, der das Geschehen ringsum und seine eigenen Reaktionen ohne Pathos und ohne Ideologie, aber mit Intelligenz, Spott und Humor beschreibt. Beim Wechsel zur Fiktion und zur dritten Person entdecken wir in der *Erzählung* einen Schriftsteller, der Landschaften und Stimmungen so berückend präzise einfängt, dass sie ins Traumhafte und Surreale kippen, ganz so wie in allen seinen nachfolgenden Werken.

Dieter Hornig

¹ Alle Informationen dieser Vorbemerkung sind dem Vorwort von Bernhild Boie zu Gracqs *Manuscrits de guerre* (Paris: José Corti 2011) entnommen sowie der Chronologie in der ebenfalls von ihr besorgten zweibändigen Werkausgabe in der Bibliothèque de la Pléiade (1995-1996).

² Julien Gracq: *Gespräche*, Droschl 2007, S. 40.

ERINNERUNGEN AN DEN KRIEG

WINNEZEELE AM 10. MAI

Dreiviertelvier Uhr früh: ich wache in meinem Zimmer mit den roten Fliesen auf. Was für ein Lärm! Die Flugabwehr schießt lauter als sonst – ohne Unterlass. Überall das Dröhnen von Motoren. Maschinengewehre rattern jetzt ganz nah auf den Feldern rund um mich und lassen nicht locker. Das anhaltende Getöse hat heute morgen etwas Ungewöhnliches an sich.

Soll ich aufstehen? Ich liege wirklich gut in diesem Bett, in dieser kühlen Bauernhofkammer. Immerhin – eine halbe Stunde, eine Dreiviertelstunde, und der Lärm hört nicht auf. Und jetzt wird in zweihundert Metern Entfernung geschossen: sicher ist es eines meiner Maschinengewehre im Flugabwehreinsatz. Jetzt scheint eine schöne, ganz neue Sonne. Die Vorstellung, jetzt hinauszugehen, ist nicht gerade beruhigend: Ich habe den Eindruck, dass es überall Flaksplitter regnet.

Meine Leute sind alle mit ihren MGs zugange, aber nichts liegt ihnen ferner als zu schießen. Das Feuer eröffnen nach acht ruhigen Monaten im Quartier. Sie haben dunkel das Gefühl, könnte man meinen, dass dazu ein wenig Feierlichkeit gehört. Sie blicken mich ratlos an. Dabei sieht man Flugzeuge. Eine grosse dreimotorige Maschine kommt in der Sonne auf uns zu, auf 500 Meter. Ich schieße, ohne allzu genau zu zielen – es ist rein symbolisch. Die Männer scheinen das merkwürdig zu finden, ein wenig unpassend. Ich breche einen Zauber, man könnte meinen, ich öffne dem Unglück Tür und Tor. Jetzt diskutieren alle: Angeblich haben Flugzeuge im Tiefflug unsere Grenzposten beschossen. Die Truppe gerät in Bewegung – das Geknatter nimmt kein Ende. Jeder spürt dunkel, dass die Sache *ein gewisses Ausmass annimmt*, das Geschehen gerät in Gang. Dann endlich Stille: Wir beschliessen, Kaffee zu trinken. Plötzlich in etwa zehn Kilometern Entfernung eine letzte

gewaltige, majestätische Explosion. Wir erfahren später, dass sie in Borre stattfindet, wo wir vor einem Monat einquartiert waren. Ein Bomber ist mitsamt seinen Bomben auf dem Boden explodiert und hat an die Hundert Schaulustige getötet.

Ich gehe rasch in die Kantine – ich ahne Schlimmes voraus, es wird mir eng ums *Herz. Jetzt haben wirs*. An der Tür stosse ich auf De K., der ebenfalls auf dem Bauernhof untergebracht ist und aufgeregt sagt: «Herr Leutnant, es ist so weit, sie sind in Belgien einmarschiert.» Er hat es soeben im Radio gehört. Jetzt also. Etwas in mir klettert eine Stufe höher: besser lässt es sich nicht sagen. Aber es ist sehr vage. Als ob man plötzlich eine dünnere Luft atmete – die Lunge anders arbeitete, und runter kann man nicht mehr.

Wir erhalten sogleich vom Bataillon den Befehl zur Alarmbereitschaft Stufe 3, wo man nicht mehr spast. Grosse Aufregung in der Kantine: eine gewisse Hektik. Aber alles in allem kann man nichts Ernsthaftes unternehmen. Besuch im Lager der Kompanie: man trifft Vorbereitungen für den Abmarsch. Grosses Hin und Her. Zurück in die Kantine zum Rundfunk. Wir hören das Lied von Brabant und sind wieder besseren, viel besseren Mutes. Alle sagen, die Deutschen hätten endlich den entscheidenden Fehler gemacht – aber im Grunde wäre es uns lieber, wenn nicht wir, sondern andere den Nachweis dafür zu erbringen hätten. Genau das fühle ich zuinnerst. Niemand geht so weit, dieses Gefühl auszudrücken, aber es entstehen peinliche Pausen in den Gesprächen, kurze frostige Momente. Insgesamt sind wir jedoch zufrieden darüber, dass wir uns unterhalten und kommen und gehen wie ganz natürliche Personen. Prachtvolles Wetter. Keine Flugzeuge mehr während des Tages. Es heisst, der belgische Bürgermeister sei gekommen, um mit grosser Begeisterung den Schlagbalken vor den französischen Truppen zu heben.

Klarmachen zum Aufbruch auf dem Bauernhof, in dem ich einquartiert bin. Ich schnüre ein Paket mit meinen Büchern und bitte die Bäuerin, es an meine Adresse zu schicken. Die Zivilisten sprechen davon, die Gegend zu verlassen, was nicht gerade aufmunternd wirkt. Man reagiert spontan so, also würde es böse enden.

Mein Zug ist nicht so bemannt, um ins Feld zu ziehen, 23 Mann (anstatt 40), darunter ein Reserveunteroffizier, der ausgesprochen feige und dumm ist – ein Hauptgefreiter. Die zweite Gruppe wird von einem Obergefreiten befehligt, der sehr unzulänglich ist, und die dritte von einem Gefreiten. Vier sind beurlaubt, darunter mein bester Unteroffizier. Wir werden sie nicht wiedersehen.

Während des Tages gruppiert der Major die Elemente der Flugabwehr auf einem Feld (6 MGs) und unterstellt sie mir. So erspare ich es mir, die Maikäfer von den Bäumen schütteln zu müssen. Ich gehe auf dem Feld auf und ab, ich lese und ich rauche. Grosse Ruhe inmitten dieser Hektik. Man teilt Karten aus, die Ufer der Schelde, Antwerpen, Rozendaal, Breda. Alle bis hin zum letzten Koch wissen schon seit Langem, dass die Geheimbefehle uns für Holland bestimmt haben. Ich fühle mich trotz allem geschmeichelt: nur wenige Einheiten werden so weit marschieren wie wir. Belgien, das wäre mickrig gewesen. Mein grosses Trachten momentan: nahe beim Meer zu sein. Die Maschinengewehre im Gras der Dünen, linker Hand das Meer, auf dem man die Kanonenboote manövrieren sehen würde. Im Landesinneren würde ich mich verloren fühlen. Dort, am Ufer des Meeres, würde das Abenteuer nicht ganz reizlos sein. Das könnte ganz gut gehen. Was den Kampf angeht, die Granaten, so lassen wir das vorläufig im Nebel.

Es heisst, der Bahnhof von Hazebrouck sei bombardiert worden, aber schlecht.

Der Major besichtigt meine Stellung. Er wirkt nicht sehr selbstsi-

cher. Fast alle fragen sich, ob seine Geliebte, die ihm nach Hazebrouck gefolgt ist, bis nach Holland nachkommen können wird. Bei Einbruch der Dunkelheit betrachten wir mit ihm, wie aus der Ferne über Hazebrouck die Garben der Leuchtspurgeschosse sehr langsam und anmutig wie ein Wasserstrahl hochsteigen. Grosse Stille. Dann die kurze Salve der Maschinengewehre der Jäger, wie das Klappern eines Glücksrads.

11. MAI, SAMSTAG

Offenbar wird nicht zum Abmarsch gedrängt. Er ist für Sonntag Abend geplant. Mit dem Zug. Das wird weniger spektakulär werden als die im November vorgesehene Einschiffung auf den Torpedobooten in Dünkirchen. Die Anspannung lässt bei allen nach.

Wir erhalten keine Briefe und keine Zeitungen mehr. Ich werde es langsam müde, von morgens bis abends auf meinem Feld auf- und abzugehen. Von Zeit zu Zeit spürt man, dass man das Lied von Brabant aus dem Transistor benötigt.

Der Albertkanal scheint die Deutschen nicht aufgehalten zu haben. Es ist von Kolonnen auf der Strasse nach Saint-Trond die Rede. Wenn wir wenigstens bloss *wirklich bis Holland kommen!* Dort wird es Überraschungen geben, Spielraum, ein wenig Wilden Westen. In Breda, in Berg op Zoom Krieg führen, das ist etwas Neues. Belgien, das zu oft gesehene Belgien – es stimmt mich schon im Vorhinein trübsinnig.

12. MAI, SONNTAG

Man hätte die Mannschaft schon am Morgen sammeln sollen. Jetzt ist es zu spät, die meisten sind betrunken. Ihr Verhalten ist merkwürdig – sie zeigen keinerlei Neugier. Wohin wir gehen, was nun passieren wird, ich habe den Eindruck, es ist ihnen egal. So gut wie keine Frage. Sie sind in einen Tunnel eingetreten. Der Aufbruch ins grosse Abenteuer wird zu einem schleppenden und matten Hin und Her auf einem Bauernhof. Im letzten Moment schaffen wir es nur mit allergrösster Mühe, diese herumhängenden, angesäuselten, schlafwandlerischen Gruppen, die einem zwischen den Fingern zerrinnen, zu sammeln.

Wir marschieren bei Einbruch der Dunkelheit ab. Einsteigen in den Zug in Bavinkhove in der Nähe von Cassel: 18 Kilometer. Durchmarsch auf den Gassen der winzigen Ortschaft. Keinerlei Emotion – aber dafür eine drückende, leicht düstere Stimmung. Die Leute der Ortschaft stehen stumm wie ein Grab vor ihren Türen. Viele betrunkene, schwankende Soldaten. Ein fürchterlich betrunkenener Feldweibel brüllt und flucht laut und bricht dann an der Flanke der Kolonne zusammen.

Wir Offiziere beschränken uns auf die Einzelheiten unseres Dienstes.

Ich habe soeben eine Plombe in einem Zahn verloren, der mir nun die Zunge aufscheuert, und schimpfe ständig über diesen unglücklichen Zufall. Ich weiss nicht, wann ich das behandeln lassen kann. Schon bei der zweiten Marschpause erschöpfte Männer – der Wein und die Angst, denke ich. Man hat heute Abend den Eindruck, dass man ihnen nicht zu nahe treten darf. Sie sind wirklich schlecht gelaunt.

Gänsemarsch unter den Bäumen am Strassenrand. Sogleich ist es weniger die Mentalität einer Truppe als vielmehr ein schweigender

Zug von Schmugglern. Diesmal wirkt es wenigstens stärker wie ein Aufbruch ins Abenteuer.

Ich stehe diesem Abenteuer sehr distanziert gegenüber. Ich kann wirklich sagen, dass ich mich nicht eingebunden fühle. Aufstieg zum Mont Cassel. Auf der grossen Strasse in der Finsternis ein ununterbrochener Zug dunkler Lastwägen, Rad an Rad. Quietschen der Bremsen, anfahren, zehn Meter, dann halten. Gedämpfte Stimmen in der Finsternis. Der Mensch ist zu sehr von der Maschine verdrängt, daher kaum eine pathetische Wirkung. Die Maschine im Anmarsch. Aber dieses ununterbrochene Dahinfließen, diese dichte Prozession von Schnauzen, dieses dumpfe und monotone Dahindrängen wie von Büffeln in Amerika vermittelt den Eindruck von Stärke. Wir sind jedoch zu den Baumstämmen abgedrängt, und aufgrund von Kollisionen und Rucken zieht sich die Kolonne endlos in die Länge – wir haben Mühe, den Kontakt zu halten. Marschpause in der Nähe des Bahnhofs in der kalten Nacht. Wir wissen, dass das Einsteigen die ganze Nacht dauern wird und wir wie üblich sechs Stunden zu früh aufgebrochen sind. Abmarsch = eine durchwachte Nacht – das wissen wir schon auswendig. Wir drängen uns in der vollständigen Dunkelheit in einer Art Pferdestall zusammen. Wenn man auf die dröhnende Strasse hinaustritt, um eine Zigarette zu rauchen, sieht man in der Ferne die raschen und kontinuierlichen Lichter einer theatralischen Bombardierung. Calais? Dünkirchen? Man hört deutlich die Explosionen. Es wird tatsächlich ernst. Doch das tröstet die Männer nicht. An die Mauern gelehnt, lauschen sie schweigend auf den Bombenlärm. Behalten aber sonst ihre Meinungen für sich.

13. MAI

Es ist taghell, als wir – ein wenig nervös – den Zug besteigen, denn dort hinten sind die Flugzeuge noch immer zugange.

In der Nähe von Hazebrouck sieht man rings um eine Weiche drei Bombentrichter. Ziemlich weit weg vom Ziel, nicht sehr gross.

Im Offizierswaggon sind die Gespräche und Aktivitäten nicht viel anders als in den Viehwaggons. Man isst, man spielt Karten. Es ist unter allen Umständen immer dasselbe: «Männer in lockeren Gruppen in einem Waggon».

Die Umgebung von Lille. An den Fenstern der Arbeiterkasernen werden Betttücher und Fahnen geschwenkt. Erste Begeisterung auf ziviler Seite. Wir sehen uns an den Fenstern daran satt. Wir hatten es doch gebraucht. Die Temperatur steigt. Lust, sich hinzusetzen und die Beine bei offener Wagentür baumeln zu lassen, um all das besser in sich aufnehmen zu können.

Schade: wir umfahren Lille. Wir werden nur die vorstädtischen und trotz allem viel weniger dichten Hochrufe bekommen. Dann die Grenze ohne die geringste Formalität. Die belgischen Fahnen werden heftiger geschwenkt. Es ist wirklich viel mehr wie 1914, und dazu eine Art fieberhafte Eile: Man könnte meinen, sie möchten, dass der Zug sehr schnell fährt und dass hinter ihm noch viele, viele andere nachkommen.

Zu meiner grossen Befriedigung zieht Bewölkung auf. Ich halte bei der Tür leicht bang Ausschau nach den ersten Flugzeugen. Die Begeisterung verdrängt die Hintergedanken nicht mehr so vollständig wie im Jahr 1914.

Der Zug hält immer öfter, als wir uns Gent nähern, und ohne es einander zu sagen, wünschen wir uns, es möge ein wenig schneller gehen.

Gent: Halt mitten auf dem Personenbahnhof: Daran waren wir nicht

mehr gewöhnt. Man überblickt die Stadt, in der ein ungewöhnliches Treiben herrscht. Nichts liegt uns ferner als der Gedanke, dass das Kolonnen von Flüchtlingen sind. Ziemlich bunte Stichproben der belgischen Armee auf dem Bahnhof. Die Angestellten sind sehr familiär – nett, geschwätzig. Ein belgischer Unteroffizier bittet uns, ihn in unserem Abteil bis Antwerpen mitzunehmen. Er kommt von der Maas, wo es angeblich «hoch hergeht». «Zum Glück haben uns die Franzosen ausgeholfen. Sie sind in Namur über die Maas gegangen, aber wir haben sie zurückgetrieben. Dort gibt es Jäger aus den Ardennen: die leisten was.» Er fließt über vor Begeisterung, ist aber ganz zappelig vor Ungeduld, zu irgendeinem Depot... in Antwerpen zu stossen. Namur! Teufel noch mal. Das ist schon sehr weit hinter der Grenze.

Sechs wunderbare neue Lokomotiven fahren hintereinander Richtung Süden. Es scheint, man evakuiert sie nach Frankreich.

Eine schöne Sonne über Gent, wo man eine belebte Strassenecke sieht. Jäh das Verlangen, am Buffet Orangen zu kaufen. Aber unser Zug fährt auf ein Abstellgleis. Da sind sechs Frontzüge und links von uns Munitionswaggons. Mir wäre es lieber, viel lieber, wenn dieser Stau nicht zu lange dauerte. Es gibt schon einen riesigen Zirkel rund um die Front, in dem man, denke ich, fast ununterbrochen mit den Flugzeugen rechnet.

Die Sirenen. Es nimmt Gestalt an. Wieder eine Stufe überschritten. Eintritt in einen engeren, fiebrigeren Kreis, aus dem es kein Zurück gibt. Strenger Befehl an diejenigen, die sich auf den Gleisen die Beine vertreten, in die Waggons zurückzukehren. Doch statt in diesen Blechkisten wäre man instinktiv lieber in der freien Luft. Übrigens keine Flugzeuge. Ende des Alarms.

Wir fangen zerstreut eine Partie Bridge an. Wie viele Abteile kann ein Bombensplitter durchqueren? Man bombardiert vermutlich im Längsbeschuss.

Wieder Alarm. Noch einmal. Diesmal rattern die Maschinengewehre. Wir drängen zu den Fenstern, hier kriegt man wenigstens Luft. Nur zwei oder drei Flugzeuge, eines wird von den Leuchtspurgeschossen gestreift, was Begeisterung auslöst, der ein wenig nachgeholfen wird. Nein, uns steht nicht der Sinn nach Bridge. Wirklich sehr, sehr nervös. Dieser blöde Stau!

Die Geschosse steigen weiterhin in den Gewitterhimmel hoch. Kein sehr dichtes Feuer.

Ende des Alarms. Langsame Abfahrt in der einbrechenden Dunkelheit. Schluss mit dem Geklatsche für heute Abend.

In einem Riss zwischen den Bäumen am Rand der Gleise ein entzwei gespaltenes, klaffendes Haus, einigermassen unzüchtig. Das ist aber auch schon alles, was wir von der Zerstörung mitbekommen.

Rimbaud'sche Bahnhöfe in der tönenden Nacht. Der merkwürdige, musikalische, reichhaltige und leicht heisere Pfiff der belgischen Lokomotiven. Leere Abstellgleise unter dem Mond, so weit das Auge reicht: hier steigen wir aus, in Saint-Nicolas d'Anvers. Diesmal geht das Ausladen relativ rasch. Schweigender Marsch in einer Reihe über die Abstellgleise. Die Gassen einer grösseren Ortschaft, alle Lichter sind gelöscht, dann das Land. Wir legen am Rand einer Strasse eine Pause ein. In meinen Mantel und meine Decke gewickelt, schlafe ich ein wenig im Gras, trotz der Kälte.

14. MAI

Sehr reine Morgendämmerung: Traumlandschaft. Die prachtvollen Landschaften des Waaslands, das dunkle dschungeldichte Grün des Weidelands, das gelbe Grün der Flachsfelder – schöne Pappeln –

gepflasterte, gefegte, reingespülte Strassen. Wir marschieren sehr früh los, immer im Gänsemarsch. Die Ortschaften reihen sich an den Strassen endlos aneinander. Aber diesmal stehen die Leute schweigend vor ihren Türen. Klein Klatschen. Hier ist Flandern.

Das Aufklärungsflugzeug der Division hat abgehoben. Es fliegt sehr niedrig und scheint sich nicht sehr lang vorwagen zu wollen. Dann das anhaltende Brummen anderer Flugzeuge, aber unter den Bäumen sieht man nichts.

Es scheint, wir sind ein Reserveheer. Wenigstens noch für einige Tage ein angenehmes Leben, und in einer solchen Gegend ist das durchaus verlockend.

Das Quartier: ein grosser, sehr sauberer Marktflücken. Der Befehlsstand des Bataillons ist in Sinai. Meine Leute sind auf die zwei, drei kleinen Bauernhöfe verstreut, die verborgen unter den Bäumen liegen. Überall ein erstickendes Grün, eine strahlende Sonne. Der flämische Bauer, bei dem ich wohne, ist nicht gerade liebenswürdig. Steht dem allen sehr fremd gegenüber. Ich habe eine kühle und stille Kammer mit einem riesigen Federbett und frisch geputzten, blitzblanken Scheiben. Es scheint, das Bataillon habe bereits Befehle erhalten. Das ist kein gutes Zeichen.

Ich lege mich in meinem Zimmer hin. Aus grosser Ferne hört man etwas, das nach Kanone klingt. Kampfhandlungen auf der Nordsee? Wir sind nicht mehr sehr weit von ihr. Aber der Lärm wandert hartnäckig in meine kühle, verschlossene Kammer und macht mich nervös.

Erwachen aus der Schlaflosigkeit. Leutnant G., der die Kompanie kommandiert, verlangt dringend nach mir. Böse Vorahnung. Die Leute blicken mich beim Vorbeigehen mit sonderbarer Miene an. Vier Uhr.

Leutnant G. sieht mitgenommen aus und kündigt mir an, dass wir sofort aufbrechen und dass die Deutschen in Antwerpen sind. Es

waren ihre Kanonen, die wir gehört hatten. Mein Kopf brummt ein wenig, und ich erleiche wohl. Seine Stimme, dieser geheimnisvolle Kanonenlärm, diese Sonne, und dann hat er seine Kaltblütigkeit ein wenig verloren, seine Stimme zittert, alles riecht plötzlich nach Unheil. Als ich in den Bauernhof zurückkomme, habe ich den Eindruck, dass alle Männer es bereits *wissen*, es bereits geahnt haben.

Völlig überstürzter Aufbruch! Alle haben mehr oder weniger den Kopf verloren. Die Fahrzeugkolonne, die auf der Strasse unterwegs ist, ist im Quartier noch nicht eingetroffen. Unser einziges Fahrzeug ist ein klappriger Wagen mit nur einem Pferd. Wir werden zwei Drittel des Gepäcks unter der Obhut eines Unteroffiziers hier lassen müssen. Unter den fassungslosen Blicken der stummen Männer werfen wir Lebensmittel, das Senfgasmaterial, Kisten und wieder Kisten bunt durcheinander auf den Strassenrand. Alle machen sich verstört zu schaffen. Die stumme, beinahe unerträgliche Verblüpfung der Männer. Wir drängen vorwärts und werfen alles weg, wie man sich in eine wilde Flucht stürzt.

Flämische Bauern scharen sich um uns und die Trümmerhaufen unserer Bündel, sie stehen im Kreis wie um einen Verkehrsunfall, sie wittern den Geruch des Unheils und machen uns noch wütender und gereizter.

Das komische Vorüberziehen einer Abteilung der holländischen Armee, eine Art «Schwalben» in resedagrün mit erhöhtem Lenker und freundlich auf dem Rücken festgezurrt Helmen, die aufrecht im Sattel in die Pedale treten und wohlherzogen dreinsehen. Sie winken freundlich. Wir sehen alle verdutzt zu, wie diese Spassvögel vorüberziehen – Richtung Süden.

Abmarsch des ganzen Bataillons um halb neun. Wir gehen auf einer vollständig unter den Bäumen versteckten, nicht asphaltierten Strasse dahin. In der bereits dichten Dunkelheit kommen hartnäckig lange, modulierte Pffife aus einem Wald zu unserer Linken. Man

denkt unwillkürlich an Spione, Signale. Der vage Eindruck, in diesem unbekanntem Landstrich beschattet zu werden.

Marsch durch eine Kleinstadt, in der es nur so wimmelt von schweigenden Truppen im Mondlicht. Während der Pause versuche ich von einem französischen Gendarmen einige Nachrichten zu erhalten. Während des Tages haben Flugzeuge, die knapp über den Dächern flogen, die Truppen auf der Strasse mit Maschinengewehren beschossen. Vor Antwerpen, das noch uns gehört, «geht es hoch her». Der Spähtrupp und die motorisierten Truppen sind vor Breda aufgerieben worden und sind zur Stadt zurückgewichen. Wir sind vermutlich dorthin unterwegs.

Eine Kreuzung. Wir lassen die Strasse nach Antwerpen links liegen und ziehen zu meiner grossen Freude nach Norden. Der Norden, dort ist das Meer oder zumindest die Schelde, Holland. Ich spüre dunkel, aber heftig, dass das ein Glücksfall für uns ist. Wir werden bald in Holland sein. Über uns schnarcht leise und endlos ein Flugzeug. Rauchverbot, die recht finstere Nacht reicht uns nicht, wir suchen den Schatten der Bäume. Merkwürdige Landschaft. Rechter Hand riesige, sehr dunkle Föhrenwälder, bleiche Sandgruben im Mondlicht. Links unten schimmert vage etwas unter den Nebelbänken: die Polder? Wasser? Von dorther weht schwach eine immense und heilsame Luft, die Luft der hohen See, die Luft des Wassers. Stumme Pausen, schwaches Gespenstertreiben unter den Kiefern, gedämpfte Stimmen. Wir müssen schon in Holland sein. Kein Haus am Horizont. Der Eindruck der Fremdartigkeit verstärkt sich. Es wäre grossartig, wären da nicht schon die erdrückende Müdigkeit und die zwei durchwachten Nächte und diese Riemen der Säcke und Brotbeutel, die in die Schultern einschneiden.

Wir bewegen uns durch die Nebelschwaden. Keine Ahnung von

der Richtung. Die stummen Formen der dunklen Stäbe – Deiche – das unglaubliche Gewirr der Wege.

Schon seit Langem wandern wir auf einen Herd blinkender Lichter zu. Aus der Nähe ist es dann eine grosse Kanone, die in sehr weiten Abständen feuert. Die Granate macht das lange Geräusch eines Schnellzugs, der die Schienen streift, eines himmlischen Fernzugs, (fünf), zehn, zwanzig Sekunden, dann wechselt der Ton, und das Licht leuchtet am Horizont schwach und friedlich wieder auf. Es wirkt wirklich nicht sehr kriegerisch, aber doch imponierend. Ganz und gar ohne Leidenschaft. Es erinnert an irgendeine friedliche Beschäftigung, an die «Ramme», die vor Saint-Florent mit dem Vorschlaghammer ganz regelmässig die Pfosten des Staudamms einschlägt. Leicht, geregelt und majestätisch. Ein grosses Spiel. Man hat den Eindruck, man ist auf einem anderen Planeten. Und man fragt sich nun wirklich, was wir hier in diesen Traumlandschaften, die sich in einem vornehmen Schlummer räkeln, zu schaffen haben. Man fühlt sich am Rande, vorläufig in einer ruhigen Zone. Ich fühle sehr deutlich und ohne jeglichen klaren Hinweis voraus, dass wir uns ganz so wie ein Betrunkener, der plötzlich torkelt, vom eigentlichen Mittelpunkt des Kampfes entfernen. Nicht einmal Flugzeuge mehr. Es ist die Nacht der magischen Stille; wir wandern auf einem Meer dahin, dessen Wellen erstarrt sind.

Entsetzliche Müdigkeit. In den Pausen lassen sich die Männer vom Gewicht ihres Rucksacks mitreissen und legen sich quer über die Strasse auf den Rücken. Und die Stille. Aber es wird noch marschiert. Eine unter den Nebelschwaden völlig stillstehende Nacht – eine erdrückende Stille. Überall riecht man Wasser, man sieht es nirgends, es ist verwirrend.

15. MAI

Endloser Halt. Befehle kommen, es rückt wohl näher. Übrigens dämmt es. Wir sind bei Tag aufgebrochen und bei Tag angekommen, ich habe den Eindruck, wir haben in einer Traumnacht irgendeinen mystischen Fluss überquert. Und welches Land wird vor uns liegen?

Eine Kleinstadt (Kieldrecht), ein riesiger gepflasterter Platz und ringsum kleine Häuser, winzig wie Spielsachen. Holland. Das Bataillon fällt auseinander, man weist uns unsere Kampfstellungen zu. Aber in dieser magischen Stille der Landstriche glaube ich nicht wirklich an den Kampf. Noch sieben Kilometer vor uns. Es ist sechs Uhr früh. Alle sind erschöpft. Ein mit hohen Bäumen bestandener Deich zieht sich schwindelerregend durch die Nebelbänke. Das ist die Richtung. Man spürt, dass es zum Wasser hinunter geht. Die ganze Nacht war nichts anderes gewesen als eine Initiation in diese grosse glatte Flachheit.

Natürlich verlaufen wir uns in diesem Gewirr von Deichen. Vier Kilometer mehr.

Die Polder. Die Polder von Saaftingen, «die glückliche Halbinsel von Ossenisse», wie es in der Dissertation von Blanchard heisst. Aber riesig, viel grösser als in meiner Vorstellung, zwei bis drei Kilometer breit. Nichts als das Gras und die Deiche, Grasseen zwischen den Deichen – ein so dichtes, so gefräßiges Gras, dass es unter sich begräbt und beinahe erschreckt. Wir wandern im Zickzack auf der Krone der Deiche zwischen diesen für Titanen bemessenen Parzellen.

Ich soll einen dieser unverhältnismässig – nämlich zwei Kilometer breiten – Polder verteidigen – mit meinen 23 Mann. Eine halboffizielle Mitteilung vom Bataillon: Die Deutschen überqueren die Schelde mit Amphibienpanzern, auf deren Empfang wir uns vorbereiten sollen. Ich erkläre meinen Männern – im Ernst –, dass wir

auf den Deichkronen von den Panzern nichts zu befürchten haben. Dann stelle ich meine drei Gruppen auf, wir fallen todmüde ins Gras, und nach fünf Minuten sind bis auf die Späher alle in einen bewusstlosen Schlaf gesunken.

Ein holländischer Bauer kommt seine Kühe melken und bietet mir Milch an. Köstlich. Strahlendes Wetter. Ein Ozean donnernden Grüns – ein leichter, sehr anmutiger Wind im Laub der Pappeln. In der Natur untergetaucht – ja, genau das. Zu meiner Linken, zu meiner Rechten – niemand, oder in sehr weiter Ferne. Die Mauern der Pappeln umschliessen uns. Was für ein bukolischer Krieg! Es ist ausgeschlossen, dass in einem solchen Paradies etwas schief geht. Äusserst rasche Rückkehr von Leutnant G. auf dem Fahrrad. Wir müssen sofort an der Schelde Stellung beziehen. Eindruck einer allgemeinen Panik. Was ist eigentlich los? Nichts ist zu hören. Absolut nichts.

Die todmüden Männer *können* buchstäblich nicht mehr gehen (47 Kilometer in der letzten Nacht und zwei durchwachte Nächte). Ich trage ein MG. Die Kolonne der Marschunfähigen erstreckt sich über einen Kilometer. Man könnte meinen, ein Zug Schwerverwundeter. Eine eigenartige Weise, Fühlung aufzunehmen.

Entlang der Strasse, auf der wir nach Luft ringen wie Gehängte, kleine holländische Häuser, vor denen freundliche Frauen mit bestürzter und mitfühlender Miene stehen und uns Milch und Schokolade anbieten. Der Deich der Schelde ganz hinten schliesst den Horizont auf der flachen Strasse. Ein Gerücht (woher?) wandert durch die Kolonne: «Der General hat gesagt: frische Truppen, sofort.» Die frischen Truppen sind vermutlich wir. Die Deutschen überqueren angeblich gerade die Schelde. Der Deich, den wir fiebrig hochklettern. Vor uns ein weitläufiger Meeresarm: fünf Kilometer. Auf der

andern Seite tief am Horizont grüne Bäume, Häuser. Möwen und Schlickbänke, von denen das Wasser abzulaufen beginnt. Einige Boote, die wie Spielsachen auf der leeren Schelde schwimmen. Die Männer sehen einander entgeistert, aber nicht verärgert an. Was soll denn das für eine Komödie sein?

Es scheint, dass wir trotzdem hierbleiben. Wir richten uns ein: Späher auf dem Deich, MGs unten, um das Watt zu bestreichen. Auf der Rückseite des Deichs graben wir einzelne Löcher wie Schwalbennester – halb unter der Erde, halb auskragend. Vom Flugzeug aus allzu leicht erkennbar.

Völlig ruhiger Nachmittag. Vor dem Deich ein winziger Hafen für Lastkähne.

Als wir ankommen, ist ein Teil der Lastkähne nach Walcheren abgefahren, wo, so heisst es, gegenüber die Deutschen liegen. Das wirkt verdächtig. Ich habe den Befehl, mit Gewalt jeden Lastkahn am Abfahren zu hindern, und ich teile es sofort dem Schleusenwärter (oder dem Hafendirektor?) mit, dessen spöttische Miene mir nicht gefällt. Er scheint nicht überzeugt zu sein, dass wir für länger hier sind.

Die Holländer gehen seelenruhig ihren kleinen Beschäftigungen nach. Ein kleines, beinahe erschreckend sauberes Café am Fuss des Deichs, in dem wir Mittag essen. Exzellente Zigarren und komische, mit Geographiekarten geschmückte Zigarettenschachteln. Wir gehen am Deich entlang auf und ab, die Männer legen sich in die Sonne. Vorläufig keine Flugzeuge. Aber eine Stunde später kreist endlos ein Aufklärungsflugzeug über uns.

Wir würden gern wissen, was uns gegenüber in Beveland los ist. Von Zeit zu Zeit fliegen dort Bombenflugzeuge knapp über den Bäumen, und man hört Explosionen. Die grosse Kanone von letzter Nacht beschiesst weiterhin das, was uns als die Meerenge zwischen dem Festland und Zuid-Beveland zu unserer Rechten erscheint. Vermutlich die Eisenbahnbrücke.

Ich sage mir, dass mich meine ausgeprägte Vorliebe für *Lohengrin* zwangsläufig irgendwann an die Ufer der Schelde führen musste, um dort den Schwan auftauchen zu sehen. Ein gänzlich windstillter Tag, auf dem Wasser und auf dem Grün von ausserordentlicher Milde.

Die Männer nennen den Wein «Sprit». Aber motorisiert ist in dieser Armee leider nur der Argot.

Das Aufklärungsflugzeug hat wohl etwas gesehen. Drei oder vier Bombenflugzeuge tauchen auf und beginnen fünfzehnhundert Meter rechts von uns ganz schöne Kapriolen zu schlagen (wir haben noch nie einen Angriff im Sturzflug gesehen). Der ziemlich heftige Lärm der Bomben, dann steigt dünner schwarzer Rauch aus dem Grün hoch. Es scheint, hier war eine schwere Batterie.

Ich höre auf einem Bauernhof kurz den französischen Rundfunk. Es ist die Rede von Einbrüchen südlich der Maas Richtung Sedan, die die Franzosen zu reduzieren versuchen. All das stinkt nach Desaster. Was machen wir hier, weit abgelegen in diesem Norden? Es ist klar, dass wir hier nicht bleiben werden.

Magische Wirkung der Bomben auf die Holländer, die jäh zu begreifen scheinen, dass Krieg ist. Man zieht mit Tränen aus. Das Dorf leert sich binnen weniger Stunden, abgezogen wird auf der Strasse, auf der wir gekommen sind. Der traurige und geräuschlose Auszug aus dieser winzigen Ortschaft, der inmitten dieses festlichen Grüns noch trauriger wirkt.

Es heisst, die Deutschen lassen jede Menge Fallschirmspringer in Ostflandern absetzen. Das betrifft uns.

Die Artilleristen nehmen wieder Kontakt auf, entrollen sogar, oh Luxus, eine Telefonleitung und entsenden einen Beobachter in den Hafen. Im Falle einer Landung verspricht man uns eine Absper- rung.

Wir haben ausgezeichnete Karten. Leider belgische. Das gesamte

holländische Gebiet ist weiss gelassen, also sind sie für uns nutzlos. Ein Oberstleutnant der Artillerie, der im Auto vorbeifährt – sehr gepflegt, ernst, ruhig –, bringt mir die Namen einiger Kirchtürme bei, die man über den Bäumen hochragen sieht.

Die Nacht bricht herein, und mit ihr die Unruhe. Wir sind ein dünner, sehr langgezogener Kordon (1 km bis zu 1'500 m pro Zug) entlang des Deichs. Hinter uns ist anscheinend niemand auf diesen endlosen Poldern, auf denen wir schon die Fallschirmspringer herabsegeln zu sehen glauben. Befehl, gegen Ende der Nacht häufigere Runden zu machen, denn man denkt, dass der Feind gegen vier Uhr vorbeiziehen wird, falls er vorbeizieht.

Ich übernachtete in einer Scheune mit einigen meiner Männer. Mühsamer, von vereinzelt Kanonenschüssen oder Bomben unterbrochener Schlaf. Ein an- und ausgehendes Licht am Fenster des Schleusenwärters in dieser finsternen Nacht irritiert und beunruhigt mich. Dann nimmt eine absurde Vorstellung Gestalt an: Es heisst, die Deutschen seien in Rotterdam eingefallen, indem sie aus dem Laderaum der Lastkähne, in denen sie sich versteckt hatten, herauskamen. Im Hafen gibt es vier oder fünf solche. Es ist besser, sich eher jetzt als später darüber Klarheit zu verschaffen. Ich nehme einen Mann auf einen Rundgang um das kleine Becken mit, aber der Respekt vor den Menschen ist zu stark, und ich wage es nicht, die Laderäume zu inspizieren. Ich würde aussehen wie einer, der unter seinem Bett nachsieht, bevor er schlafen geht. Sagen wir es, wie es ist.

Rundgänge in der kalten Nacht. Das Vergnügen, in der Tiefe dieser Nacht an jedem Posten zwei weit geöffnete Augen zu finden, es ist wie Licht und warme Suppe am Ende einer langen Wegstrecke.

16. MAI

Im Morgengrauen sehen wir fünfhundert Meter vor uns (das Watt liegt bei Ebbe sehr weit frei) einen Mann, der zögernd zwischen den Pfützen umherzuwandern scheint wie ein Garnelenfischer. Wir versuchen ihn anzuhalten, aber er hüpfte weiter wie ein Stelzvogel. Wir verfolgen ihn von Pfütze zu Pfütze. Bald scheint er dazu entschlossen, uns nicht zu sehen, und lässt uns näherkommen, dann zweigt er ab und entfernt sich, ganz wie ein Tier. Schliesslich schnappen wir ihn: Es ist ein armer Kerl, barfuss, in Lumpen, mit Schlick besudelt. Die Miene eines Dorftrottel. Er macht uns schliesslich, vor allem mit Gesten, begreiflich, dass er aus dem besetzten Holland kommt, aus dem er vor den Deutschen geflohen sei. Er hat die Schelde in einem Boot überquert. Wir stecken ihn in einen Wagen, der zum Bataillon fährt, wo ihn ein «hauseigenes» Verhör rasch davon überzeugen wird, welche Ehre es ist, der erste Gefangene – oder Ersatzgefangene – unserer untätigen Einheit zu sein. Er lässt sich auf die Kissen fallen, die er mit Schlick üppig verdeckt. Er wird immerhin eine Spazierfahrt machen. Einige Tage danach hat man mir gesagt, er sei erschossen worden – aber das ist kaum zu glauben.

Ein ruhiger Tag. Vor der Evakuierung des Tabakladens füllen wir unsere Säcke mit ausgezeichneten Zigaretten. Besuch bei den benachbarten Zügen, Spaziergang am Deich entlang.

Kein Restaurant mehr zum Abendessen. Doch Leutnant Test, nimmt uns zu seiner Wirtin mit, einer sehr gastlichen alten kleinen Holländerin, die uns ein Omelett zubereitet.

Am Abend wird mein Zug drei Kilometer weiter nach links versetzt. Ich fahre in der einbrechenden Dunkelheit mit dem Fahrrad den (hier grasbestandenen) Deich von Gruppe zu Gruppe entlang. Der Befehlsstand der Kompanie liegt vier Kilometer weiter hinten. Ein ausserordentlicher Eindruck der Leere bei Einbruch der Dun-

kelheit in diesen vom Dschungelgrün erstickten Landstrichen. Wir fangen wieder an, unsere Schwalbennester zu graben. Ich verbiete allen strengstens, die Vorderseite des Deichs hinabzugehen, um nicht versehentlich einen Schuss auszulösen. Nachts sind die Männer nervös – das Geheimnis dieser Landstriche wirkt auf sie genauso wie auf mich.

Eine wonnvolle Nacht: mit dem Kopf unter dem Deich im Tunnel, mit den Beinen draussen in der Auskragung. Unter der Erde ist es nicht kalt. Prächtige Sterne.

17. MAI

Im Morgengrauen schießt ein Mann unmittelbar in meiner Nähe und lässt mich hochfahren. Fehlalarm.

Ich gehe zu Fuss zum Befehlsstand der Kompanie, die in einem neuen, stattlichen Bauernhof inmitten von tropenartig wuchernden Feldern untergebracht ist. Dieses ganze erst seit Kurzem eingedeichte Land entsteigt gerade dem Wasser, das ist unübersehbar, es bricht blütenartig hervor wie am ersten Tag nach der Sintflut. Erstaunlicherweise ist ein Brief für mich da. Von meinen Eltern, vom 11. Mai. Sie sagen mir, «Verstärkung ist unterwegs» – aber das ist vermutlich weniger eine militärische Mitteilung als ein Bemühen, mich zu beruhigen. Ich setze mich zum Lesen auf einen grasbestandenen Deich unter den Pappeln. Wieder ein Traumvormittag – «die Blumen klirren, brechen auf, strahlen.»

Ich mache einen Abstecher bis nach Port Paal, fünfzehnhundert Meter zu unserer Linken. Ein winziges Dorf, in den spitzen Winkel von zwei Deichen gezwängt wie die Hängematten der Mannschaft in den vorderen Verschlag des Schiffes.

Kleine rote und frische Dächer, gepflegte Blumen – aber keine Menschenseele. Der Mensch ist aus dieser üppigen Natur bemerkenswert unauffällig verschwunden, wie eine Schlange im hohen Gras.

Hier sieht man das nördliche Ufer der Schelde etwas näher. Niedrige Mauern, die in das stille Gewässer tauchen, anscheinend friedliche Villen, von reichhaltigen Baumfederbüschen gekrönt. Man denkt unwillkürlich an Vermeer.

Ein Lastkahn, der nach Vlissingen unterwegs ist, wird von der ziemlich schlecht schiessenden Artillerie angegriffen. Jetzt spritzt allerdings ganz nah eine Wassergarbe hoch. Doch der Lastkahn scheint sich nicht weiter darum zu scheren, ist auch schon ausser Schussweite – und lässt uns zutiefst gekränkt zurück.

Am westlichen Horizont in weiter Ferne die dumpfen und mächtigen Detonationen eines gross angelegten Luftangriffs. Das muss wohl Vlissingen sein. Und jetzt die Artillerie im Südosten, Richtung Antwerpen. Unsere Insel der Ruhe scheint zu schrumpfen.

Dreihundert Meter vor uns im Watt werden die 75er Geschütze eingeschossen. Es sind die ersten Granatenexplosionen, die wir sehen. Im Schlick ist die Wirkung sehr unauffällig: Man kann sich nur mit Mühe davon überzeugen, dass sie explodieren.

Das Einschiessen scheint übrigens zu funktionieren, sofort Treffer. Wir organisieren uns offenbar – aber es erscheint mir unglaublich, dass wir hier bleiben werden. Die Aktion der Artillerie Richtung Antwerpen scheint sich auszudehnen, und an diesem ruhigen Abend horchen die Männer wortlos auf die Detonationen. Es sieht nach einer wirklichen Schlacht aus.

In der Stille der Nacht nimmt der inzwischen zu einem anhaltenden enormen Grollen gewordene Kanonenschall die ganze Aufmerksamkeit in Beschlag. Es gibt nichts anderes mehr. Wir rauchen nervös

auf der Rückseite des Deichs. Es ist offensichtlich, dass dieser gebieterische Kanonendonner nach uns verlangt und uns ansaugt. Nicht, dass wir es eilig hätten, dorthin zu gehen, ganz im Gegenteil, aber es sieht aus, als hätte man uns hier vergessen. Und da uns diese unvorhersehbaren Zickzackbewegungen irgendwann einmal an die Schusslinie schleudern werden, dann lieber gleich jetzt als später. Langsam wird es nervenaufreibend.

Um elf werde ich geweckt. Abmarsch. Sammeln um Mitternacht im Befehlsstand. Lebt wohl, ihr Polder.

Eine Viertelstunde später kommt ein Schreiben vom Befehlsstand des Bataillons. «Die Deutschen schiffen sich in Walcheren ein und schicken sich an, auf fünf Lastkähnen die Schelde zu überqueren. Alle Vorbereitungen treffen, um sie zu empfangen.» Sollen wir aufbrechen? Widerstand leisten? Mir wäre lieber, man würde sich auf höherer Ebene einigen.

Schliesslich lasse ich die MG-Stellungen und entschliesse mich erst in letzter Minute, sie abzubauen, um das Treffen einzuhalten. Kein Deutscher in Sicht. Wir verlassen den Deich.

Lange Pause im Befehlsstand der Kompanie, in der man es nicht schafft, den betrunkenen Leutnant G. aus seinem Schlaf zu reissen. Er ist ein anständiger Kerl, der mir sympathisch ist – aber er trinkt doch zu viel, und heute Abend ist das ... peinlich. Nicht viel Hirn und sichtlich von den Ereignissen überfordert. Man spürt, dass die Männer heute Abend über ihn urteilen. Aber sie sagen nichts.

Plötzlich umschwebt uns ein heftiger Geruch nach Senf. Einer dieser kleinen Senfgasballons, von denen die Rede war? Nichts dergleichen – keiner fühlt sich unwohl. Der Geruch verflüchtigt sich nach zehn Minuten. Auch jetzt noch kann ich mir diesen Vorfall nicht erklären.

Immerhin Abmarsch, mit einer Stunde Verspätung. Aber es scheint sich doch nicht um Antwerpen zu handeln, da wir Richtung Westen

gehen. Das Blinde-Kuh-Spiel geht weiter. Man muss vermuten, dass die Deutschen die Schelde bei Antwerpen überquert haben und wir einen grossen Bogen zur Küste machen, um ihnen aus dem Weg zu gehen.

18. MAI

Die ganze Nacht durchmarschiert. In der Früh eine Stadt: Hulst. Grauer und trister Himmel. Pioniere warten am Strassenrand. Es heisst, wir sind die letzten, die hier durchziehen, und hinter uns wird alles gesprengt.

Die Flugzeuge. Die lange Reihe des Bataillons gerät in den Gassen ins Stocken und presst sich an die Häuser. Heute früh ist uns nicht wirklich zum Plaudern zumute. Jetzt fühlen wir uns verfolgt.

Die Flugzeuge entfernen sich kaum mehr. Es ist eine Obsession. Alle schielen heimlich und argwöhnisch seitlich nach dem Himmel über uns.

Auf einer Lichtung zu unserer Linken die Trümmer eines abgeschossenen französischen Jägers.

Die Männer ermüden verdächtig schnell. Sie sind störrisch und gehässig – unter dem geringsten Vorwand zieht sich die Kolonne endlos in die Länge. Man muss den Wachhund spielen, aber es beginnt ständig wieder von vorn. Man hat nicht wirklich Lust, mit ihnen zu reden, und sie nicht mit uns. Jeder behält seine Gedanken für sich. Wir brauchten niemandem mitzuteilen, dass dies der Rückzug ist. Wir marschieren jetzt auf schwierigen Wegen, auf denen unsere Kolonne jedes kriegerische Aussehen einbüsst. Spät am Vormittag liegt Axel vor uns – unser Ziel. Viele Leute draussen, aber eine stumme Menge, die uns gelangweilt und leicht angeekelt ansieht.

Wir sind die bereits Besiegten, es ist unübersehbar. Sie unternehmen nichts, um diesen recht jämmerlichen Haufen, aus dem noch einige Nachzügler herausragen, unterzubringen.

Die ganze Kompanie sammelt sich in einem Bauernhof, in dem ich erfolglos unter einem Apfelbaum zu schlafen versuche. Am Nachmittag spaziere ich durch Axel mit seinen winzigen Spielzeughäusern. Ich möchte irgendein Souvenir kaufen, bevor ich Holland verlasse. Doch das Gewicht des Rucksacks gibt mir zu denken. Und dann ist da noch dieses «Wozu auch?» Ich gewöhne mich an eine gewisse Ungerührtheit. Ich beschränke mich auf eine patriotische Schachtel Zigaretten «De Zeven Provinzien» mit ihrer bunten Hollandkarte. Überlassen wir den Rest den Deutschen. Die Holländer haben es, scheint mir, recht eilig, uns abzuschütteln und für die nächste Fuhr Platz zu machen.

Schlafmütziger Abmarsch bei Einbruch der Dunkelheit immer noch Richtung Westen. Wir gehen an einem Kanal entlang. Das Bedürfnis nach Schlaf wird schrecklich. Bei einer Marschpause nehme ich schlaftrunken die Schräge nicht recht wahr und rolle den ganzen Deich hinunter. Ein bisschen später hört mich der Gefreite, neben dem ich gehe, zu seiner Überraschung von «Flugzeugen über dem Mittelmeer» reden. Ich habe drei oder vier mechanische Schritte lang geschlafen und laut geträumt, bevor ich stolperte.

In der Nacht grosse Schleusen, Kräne, Kais, Metallbrücken.

Ich denke an Terneuzen, aber wir sind wohl noch nicht so weit.

Wir sind in Sas-de-Gand.

19. MAI

Trockenerer Boden, dichtbelaubte kleine Wege. Im Morgengrauen stossen wir auf belgische Artillerie. Spät am Vormittag kommen wir nach Bassevelde, und eine Stunde danach quartieren wir uns, ohne allzu lang zu warten, auf engstem Raum in einem Bauernhof ein. Die Lust zu schlafen lässt die Einzelheiten dieser grossen Ortschaft verschwimmen.

Der Kommandant hat irgendwo einen prächtigen Mercedes aufgetrieben. Alles geht übrigens aufs Geratewohl weiter. Wir kaufen 1200 Eier für das Bataillon, die ich mit meinem eigenen Geld bezahle. Man wird es mir später «zurückzahlen».

Wir wandern am Nachmittag herum, um ein Café zu finden, in dem man uns nichts als eine Flasche Champagner servieren kann. Na gut, dann eben Champagner. Die belgischen Truppen verlassen Bassevelde. Eine Batterie wird nicht sehr weit entfernt aufgestellt. Die Deutschen sind uns eindeutig auf den Fersen. Und dennoch bleiben wir heute Abend hier. Immer noch Flugzeuge, die es aber überhaupt nicht auf uns abgesehen haben. Niemand denkt daran, nach Neuigkeiten vom Krieg zu fragen. In Wirklichkeit ist uns das sch.. egal. Und zwar vollkommen. Wir schlafen im Stehen und denken an die kommende Nacht. Wir verbringen sie auf dem Dachboden auf Strohsäcken. Was für eine Wonne – trotz des Flugzeuglärms, der stellenweise allzu nah ist.

20. MAI

Die Deutschen haben immerhin auf der Strasse das dritte Bataillon beschossen und ihm ein Pferd und den kleinen Finger des Kommandanten abgenommen.

Wir wissen jetzt, dass unser Gepäck, das wir in der Nähe von Antwerpen zurückgelassen haben, in den Händen der Deutschen ist: Es hat keinen Sinn, ihm nachzutrauen. Keine Essensvorräte mehr.

21. MAI

Abmarsch am Abend. Die Nacht durchmarschiert. Am Morgen lagern wir in einem Obstgarten am Strassenrand. Strenges Verbot, aus dem Schatten der Bäume herauszutreten. Die Flugzeuge nehmen überhand und fliegen in alle Richtungen, in Verbänden von vierzig, sechzig, achtzig. Heute Abend Verladung in Thielt, einige Kilometer von hier.

Farniente unter den Apfelbäumen, aber uns ist nicht zum Lachen zumute.

Aus Furcht vor den Flugzeugen marschieren wir Zug hinter Zug in je einem Kilometer Abstand nach Thielt zum Verladebahnhof. Unterwegs haben wir Zeit genug, uns eine Vorstellung von der belgischen Armee zu machen, von der uns ständig Abteilungen entgegenkommen. Es scheint sich um eine reine Radfahrerarmee zu handeln. Gruppen von fünf bis sechs Radfahrern folgen einander in beiden Richtungen auf der Strasse, das Gewehr ist am Rahmen festgemacht, auf dem Kopf tragen sie eine kleine Mütze mit einer Quaste, die vor dem Gesicht hängt wie der Zipfel einer Schlafmütze. Sie machen insgesamt den geselligen und gutmütigen Eindruck einer Dorffirewehr, die von irgendeinem Bezirkstreffen zurückkommt. Sehr liebenswürdig und herzlich und fast immer mit einem Lächeln auf den Lippen. Man spürt, es fehlt nicht viel, und sie würden uns – äusserst zuvorkommend – anbieten, unsere Rucksäcke und unsere Gewehre auf dem Gepäckträger bis zum Bahnhof mitzunehmen, wo

wir sie auf einen Kaffee mit Rum einladen würden. Denn was sie tun, scheint nicht gerade besonders dringend zu wirken. Sie machen vor den Häusern Halt, besprechen die Neuigkeiten mit der Bevölkerung – und scheinen sich übrigens aus reiner Freundlichkeit so abzurackern, denn sie haben nie einen Offizier dabei.

Vor Thielt eine lange Pause unter den Bäumen eines Klosters. Dreissig Bomber kreisen über der Stadt, aber ohne Bomben abzuwerfen. Die Verladung droht nicht allzu heiter zu werden.

Thielt – eine wohlhabende flämische Stadt – wimmelt von Zivilisten und Uniformen. Ziemlich luxuriöse Läden, volle Kaffeehausterrassen, auf denen das Zivilleben wieder auflebt. Die belgischen Uniformen wandern untätig auf den Bürgersteigen umher. Hier nistet sich schon der Frieden ein, wenn auch unter den Bomben, aber er lockt bereits. Man könnte meinen, ein grosses Demobilisierungszentrum. Wir durchqueren diesen schüchternen Garten Eden mit neidischen und zornigen Blicken. All das treibt uns weiter und rückt in die Ferne. Auf den Bürgersteigen gehen die Zivilisten ungeniert quer durch unsere dünne schweigende Kolonne und bringen sie durcheinander. Los, macht schon! Die Besiegten, die Störenfriede, die schlechte Erinnerung. Ach, wenn wir nur schnell nach Frankreich kämen, egal, was uns dort erwartet!

Der Bahnhof. Eine grosse grasbestandene Umzäunung mit einem aufgelassenen Gebäude. Obwohl heller Tag ist, strenges Verbot für alle, sich zu entfernen, und das ist nur allzu verständlich am Saum dieser Stadt, in der man bereits einen Vorgeschmack des Friedens spürt. Trotzdem verlaufen sich die Männer in den umliegenden Schenken, und die Bierflaschen kommen dutzendweise. Es ist sehr heiss, und wir haben schrecklichen Durst.

22. MAI

Ich schlafe zwei, drei Stunden auf dem Stroh in einer Art aufgelassener Scheune. Um zwei Uhr früh klettern wir in die Waggons und fahren diesmal sehr schnell ab. Eine Eile, die ihren Grund hat. Es heisst, dies sei der letzte Zug. Die Flugzeuge haben uns in Ruhe gelassen.

Am Morgen des 22. Mai sind wir in Frankreich. Das ist das Ende dieses komischen zehntätigen Ausflugs in die Niederlande. Wir haben das Meisterstück vollbracht, zehn Tage im Zickzack durch das besetzte Holland und das besetzte Belgien zu marschieren, ohne einen Schuss abzufeuern. Und jetzt werden wir eingesetzt, wo doch alles verloren ist, man spürt es. Aber werden wir überhaupt eingesetzt werden? Das fragen wir uns schliesslich ernsthaft.

Im Waggon sind die Nerven äusserst angespannt und die Gespräche selten. Eine düstere Reise. Der betrunkene G. prügelt sich wild mit Leutnant Test., weint dann und zeigt das Foto seiner Frau und seiner Kinder her. Eine peinliche Szene.

Wir haben erfahren, dass die Deutschen in Amiens sind. Merlier kündigt mir an, dass sie in Abbeville sind. Jetzt sind wir umzingelt. Es ist eine wirkliche Phantasmagoric. In Anbetracht der Lage verspüre ich beinahe eine Gier nach noch mehr, nach katastrophalen Meldungen, und das Bedürfnis, mit dem Unerhörten über das Beängstigende zu triumphieren. (Hier liegt, glaube ich, in diesem Krieg einer der heimtückischen Keime des «Defätismus».)

Niemand im Waggon nimmt sich ein Blatt vor den Mund, alle stimmen ruhig darin überein, dass wir im A... sind. Dann reden wir über etwas anderes.

Der Zug schleppt sich jetzt dahin. Dabei heisst es wohl keine Zeit verlieren. Langer Halt in Menin, wo wir uns auf dem Bahnsteig die

Beine vertreten. In unserer Nähe ein Bahnübergang mitten in der Stadt. Gewimmel von Zivilisten auf den Strassen: die einen brechen noch auf, die andern, die seit drei Tagen weg sind, kehren in der Gegenrichtung zurück – aus dem Süden zurückgetrieben, wo der Übergang über die Somme abgeschnitten ist. Eine verstörte, nicht sehr laute Menge. Nicht der geringste Elan, nicht einmal der geringste Zorn: das Unglück. Vollständig und ohne jede Aussicht: wir haben aufgegeben. «Ihr könnt nichts tun, sie sind zu stark», sagen die Zivilisten unparteiisch.

Alles wäre besser als dieses langsame, stufenweise und passive Einsickern der Niederlage.

Die Geselligkeit des Kommandanten ist erloschen – zum Teil, weil er in Thielt seinen schönen Mercedes, der die Bevölkerung faszierte, zurücklassen musste.

Ich strecke dem Unteroffizier, der für die Mannschaftsverpflegung unserer Kompanie zuständig ist, tausend Francs für den Ankauf von Lebensmitteln vor.

Am Nachmittag ein langer Halt auf freiem Feld. Wir stellen sofort MGs zur Fliegerabwehr auf, und bald lasse ich auf Flugzeuge schießen, die im Tiefflug auf uns zukommen. Sie machen sofort kehrt und zeigen uns die Kokarden auf den Flügeln. Zum Glück haben wir keinen Schaden angerichtet. Aber als Richtschnur war uns gesagt worden, dass jedes Flugzeug, das unter 500 Metern Höhe fliegt, kein französisches sei.

Man teilt uns mit, dass es sich um die Flugzeuge einer Pilotenschule handelt. Hier und in diesem Moment klingt dieses Detail besonders amüsant.

Auf freiem Feld scheint der Halt für die Männer keine besonderen Versuchungen zu bergen. Aber auf der anderen Seite der Gleise liegt in dreihundert Metern Entfernung eine Brennerei. Die Männer haben sich in kleinen Gruppen hineingeschlichen, eine Kanister-

kette organisiert, und auf einmal sehen sie alle anders drein. Kein Zweifel, jetzt fährt ein stockbesoffenes Bataillon weiter.

Es heisst, es handelt sich um Alkohol für industrielle Zwecke, absolut untrinkbar.

Ich gehe bis zum Waggon meines Zuges, wo mir das Gegrünze, die schwitzenden Gesichter und der mefitische Gestank davon abraten, etwas zu unternehmen. Ich kann sie nur zählen, das ist alles. Sie sind alle da.

Diese so sympathischen Bretonen verhalten sich vor dem Alkohol wie Wilde.

Morgen wird es besser aussehen, aber ich kann mich darauf verlassen: Sie haben sicher irgendwo welchen gelagert. Wenn wir nur nicht heute Nacht aus dem Zug müssen.

Eine endlose Nacht. Wir kommen kaum mehr voran. Bei jedem Halt muss man an den Waggons entlanggehen, damit man keine Männer auf dem Schotter zurücklässt. Bei Tagesanbruch sind wir im Bahnhof von Dünkirchen, wo wir auf einem Abstellgleis halten.

23. MAI

Der Bahnhof wirkt verschlafen, aber ein Angestellter sagt uns, dass seit drei Tagen heftig bombardiert wird. Zu unserer Rechten ein Zug mit Sprengstoff – wieder einmal eine nicht sehr angenehme Nachbarschaft. Zu unserer Linken ein wartender Personenzug, der kurioserweise mit belgischen Offizieren und einigen Frauen besetzt zu sein scheint, die sich an der Waggontür frisieren und auf dem Gleis ihre Toilette machen, wobei wir ihnen interessiert zusehen.

Flugzeuge. Alarm. Es gibt eine Fliegerabwehr, aber die Detonationen sind weit entfernt.

Der Kommandant ist damit beschäftigt, Lebensmittel für das Bataillon zu finden, und schickt einen Offizier auf die Suche nach der Verwaltungsbehörde in Dünkirchen. Man versucht auch in Erfahrung zu bringen, ob wir hierbleiben oder ob wir weiterfahren sollen. Aber es heisst, niemand wisse Bescheid. Die immer noch betrunkenen Männer schwärmen gefährlich auf die Gleise aus, und ein Unteroffizier meldet uns, dass sie angefangen haben, einen Güterwaggon zu besichtigen. Eilige Entsendung von Wachposten. Doch die noch immer betrunkenen und bereits sehr ausgehungerten Männer sind nicht in den Griff zu bekommen. Einer der Wachposten ist überfordert, und bevor wir eingreifen können, ist ein Waggon zur Hälfte geplündert. In dem Getümmel sieht man ein halbes Dutzend betrunkenen Männer, die sich eine Kiste ... mit Wehrstambüchern teilt. Schliesslich lassen sie sich eher überreden als zwingen, in ihre Waggons zurückzukehren. Es ist natürlich unmöglich, die Anstifter zu schnappen. Die Unteroffiziere haben auch mitgemacht, und wir sieben oder acht Offiziere können gegen diese Masse von Betrunkenen nichts ausrichten. Wir kehren in unseren Waggon zurück. Vielleicht ist es noch besser, nichts zu sehen.

Wir versuchen den Kommandanten dazu zu überreden, die Männer aus den Waggons herauszuholen und auf einer benachbarten Wiese auf die Abfahrt warten zu lassen. Das würde zugleich die Versuche vermeiden und das beträchtliche Bombenrisiko (die Flugzeuge kreisen fast ständig über Dünkirchen). Das tut übrigens bereits das dritte Bataillon, das in unserer Nähe hält. Aber er beschliesst nichts und schlummert wieder ein. Ein kalter, wütender Zorn über diesen leichtsinnigen Menschen, Kommandant der Reserve, Landtagsabgeordneter im Département Tarn et Garonne, der keine Ahnung von seinem Metier hat.

Wir haben kein Brot gefunden. Wir brechen um ein Uhr nach Gra-

velines auf, wo wir wieder (hoffen wir, dass es stimmt) eine Reserve für die Division sein sollen (?).

Ausstieg in Gravelines. Die Männer haben nichts im Magen und weigern sich zu marschieren, sie sind an der Grenze zum Ungehorsam. Mein Zug bezieht in Huttes Stellung, einem Vorort von Gravelines, hinter einer weitläufigen Wiese, die von der Strasse nach Dünkirchen entzweigeschnitten wird.

Vorläufig sind wir damit beschäftigt, die Flüchtlinge zu kanalisieren, deren Strom auf die Strasse überbordert. Befehl, die Belgier nach La Panne zurück zu schicken. Sie wiederholen alle mit ungläubiger Miene «Nach La Panne?» und machen resigniert kehrt ... bis zur nächsten Abkürzung, denke ich. Vielleicht kommen sie von dort?

Ich schicke zwei Männer in eine Bäckerei Brot kaufen für den Zug. Wir richten uns im leeren Saal eines Cafés ein. Ich stelle meine MGs auf der Wiese auf, gegenüber von Gravelines im Südwesten. Am Abend eine Meldung vom Bataillon: «Einige von ihrem Nachschub abgeschnittene deutsche Panzer wurden in der Region gemeldet, sie haben keine Munition mehr und schießen mit Übungsmunition, um Panik zu erzeugen.» Die nun satten Männer sind bester Laune und hocheifrig über die Aussicht auf ein so leichtes Wild. Wir verbarrikadieren eilig die Ausgänge unseres Vororts mit Karren und graben uns ein. Ein 25mm Geschütz nimmt neben uns Aufstellung, um die Strasse nach Gravelines zu bestreichen.

Ein angenehmer, heiterer Abend. Endlich tun wir etwas. Und was sich zusammenbraut, wirkt nicht so erschreckend. Ein zuverlässiger Instinkt treibt uns dazu, unser Blickfeld einzuschränken. Morgen ist unendlich fern.

Wir sind von unserer Bedeutung überzeugt, denn wir halten die grosse Verkehrsader: die Strasse von Gravelines nach Dünkirchen.

Der einzige Haken: Man meldet mir, dass der Ladeschütze P. – vermutlich im Besitz einer heimlichen Ladung von Sprengstoff aus der Brennerei – in seinem Loch betrunken ist. Er liegt tatsächlich wie eine Leiche da. Ich drehe ihn mehrmals mit der Fussspitze um, ohne auch nur einen Seufzer zu erhalten. Eine richtige Gliederpuppe. Ein Fall für das Kriegsgericht – aber schon der Gedanke daran ist abwegig: beim Bataillon würde man mir ins Gesicht lachen. Und ich denke übrigens nicht daran.

Vor lauter Aufregung wage ich es während der ganzen Nacht kaum, ein Auge zuzumachen. Die Truppe steht kurz vor der Kampfhandlung und hat sichtlich ihre Kaltblütigkeit zurückgewonnen, alle Augen versuchen die Dunkelheit zu durchdringen. In weiter Ferne und grossen Abständen unbestimmte Detonationen, die jeder zu deuten versucht. Dieser Abend hat immerhin etwas von einer Wache vor dem Gefecht an sich.

24. MAI

Ruhiges Morgengrauen – dann beginnt plötzlich zu unserer Rechten und einen Kilometer vor uns Richtung Meer hinter den Bäumen ein heftiges Gewehrfeuer. Gleichzeitig kommt der Befehl, die Kompanie zu sammeln und uns nach St. Georges, fünf Kilometer südöstlich am Canal de Bourbourg entlang, zu verlagern.

Während wir zur Befehlsstelle marschieren, pfeift plötzlich wie verrückt und unerwartet wie ein Nieser einige Meter über uns die erste Kugelgarbe. Der Eindruck ist nicht sehr stark, denn ich habe gesehen, dass sie ziemlich hoch war. Immerhin die Feuertaufe. Und beiläufig erfahren wir auch, dass nicht alle Panzer mit Übungsmunition schiessen.

Die Truppe ist nicht sehr beeindruckt, da sie schon im Saarland im Einsatz gewesen war.

Ich finde diese Bewegung im allerletzten Moment sehr unangenehm. Ich hätte viel lieber in einer Stadt gekämpft als auf dem Land. Diese Launen eines Gecken entfernen mich ganz schön weit vom Bild des perfekten Soldaten.

Ich erfahre unterwegs, dass unser Divisionsgeneral in Boulogne gefangen genommen und unser Brigadegeneral bei einem Fluchtversuch getötet wurde. Wir finden es nicht gerade sehr ratsam, unseren Leuten das Unglück der Unsterblichen mitzuteilen.

Was mich betrifft, so beobachte ich, dass diese Art von Meldungen, die sich seit einigen Tagen mit der Regelmässigkeit von Novemberregenschauern über uns entladen, nicht mehr den deprimierenden Effekt erzeugt, den ich am Abend in Antwerpen empfunden habe, sondern eine Art Kitzel, den ich beinahe suchen würde und den ich wohl oder übel als eher angenehm beurteilen muss.

Ich habe in meiner Umgebung schon bemerkt, dass eine übertriebene Flut von düsteren Nachrichten letztlich unweigerlich eine gesellige, wenn auch leicht fieberhafte Reaktion hervorruft. Das ist bereits der Ton von Maldoror, der schwarze Humor. «Der Tag wird nicht verstreichen, ohne dass irgendein tragisches Ereignis uns drei in den See der Verzweiflung taucht.» Die Fähigkeit des Menschen, den Kopf über Wasser zu behalten (buoyancy), muss geradezu unerschöpflich sein. Merkwürdig, wie leicht, wie überempfindsam man in diesen Stunden lebt, die eigentlich angespannt, ernst und drückend sein müssten. Gänzlich gedankenlos.

Und die Literatur lässt mich, wie ich hätte meinen können, auch auf der Feuerlinie nicht los, ganz im Gegenteil. In gewissen Stunden, den schlimmsten ein wenig später, werde ich zu meiner Überraschung wie einen kleinen mechanischen Refrain diesen Satz vor

mich hinmurmeln: «Lanterne Maldorors, wohin lenkst du seine Schritte?»

Ich habe nun die Erklärung für das Geschützfeuer von Antwerpen. Es handelte sich anscheinend um zwei Artilleriebataillons, die vor der Verladung nach Frankreich aufs Geratewohl ihre Munition auf den Feind abfeuerten. Und ich hatte geglaubt, einem fernen Waterloo beizuwohnen. Keine Rede davon.

Unterwegs begegnen wir Leutnant L., der uns mitteilt, dass eine Granate die Feldküche der Sechsten zerstört hat. Die Männer sind empfänglich für dieses häusliche Unglück.

Erstaunte Feststellung, wie ruhig die Landschaft ist, zwei Schritte vor dem Kampf, an dem wir nicht mehr zweifeln können. Man vernimmt keinerlei Lärm.

Wir lassen St. Georges, wo sich die Befehlsstelle des Bataillons befindet, hinter uns und nähern uns auf einer kleinen Strasse dem Kanal. Ich erkunde unsere Gefechtsstellungen.

In der Nähe des Kanals in einem Gewimmel von Bäumen zwei Maschinengewehrschützen unterhalb eines leicht erhöhten Deichs. Sie teilen mir mit, dass ab und zu deutsche Panzer auf dem Ufer gegenüber auftauchen und zwischen die Bäume schießen. Links ein zweistöckiges Gebäude, das aufgelassen wirkt. Rechts ein Café mit einer alten Frau, die zwei Soldaten an der Theke weiterhin Pernod einschenkt. Ist das Leichtsinns? (Ich werde einige Stunden später erfahren, dass ein Granatsplitter sie auf der Stelle getötet hat.)

Wir richten uns dreihundert Meter hinter dem Kanal als Unterstützung ein. Eine flache, von winzigen Kanälen und da und dort von kleinen und sehr hellen Zwergheckenlinien durchzogene Ebene. Ich stelle meine Gruppen auf und beziehe mit der mittleren hinter einigen mageren Büschen Stellung. Wir liegen alle auf die Ellbogen gestützt und fangen an, den Boden aufzuschürfen.

Wju, wju, wju, wju!

Ich habe den Eindruck, dass binnen einer Sekunde eine Hand sachte über die Oberfläche meiner Haut fährt und eins ums andere jedes Haar aufstellt. Diesmal war es ganz nah, dreissig, vierzig Zentimeter über uns. Matt und träge fallen ein paar kleine Äste.

Reglosigkeit des Todes. Ein, zwei Minuten vergehen, dann versuche ich mich mit äusserster Vorsicht auf den Ellbogen ein wenig hochzustemmen, um Ausschau zu halten.

Wju, wju, wju, wju!

Ich presse mich an den Boden und versuche, jeden Zentimeter meiner Haut an ihn zu heften und durch Druck in ihn einzudringen. Das Gesicht vor allem versuche ich in die Erde hineinzupressen. Der Helm kippt blöderweise nach vorn, und der hintere Teil hebt sich wie ein Ventil. Ich versuche, meinen Tuchbeutel vor mich zu schieben. Wenigstens etwas, und sei es nur ein Stück Stoff, vor dem Kopf zu haben. Hinter mir spüre ich die endlose Länge meiner ungeschützten Beine. Ein Augenblick reiner Angst und absoluter Passivität. Von Sekunde zu tödlicher Sekunde erwarte ich die nächste Salve in den Schädel – drei, vier Minuten. Ich hatte alle Musse, es mir auszumalen. Absolute Ohnmacht – nicht das Geringste kann getan werden – nichts als eine gewisse Nuance in dieser Reglosigkeit, die mir Einblick in das Wesen der Steine und der Mineralien gewährt.

Ich schiele aus dem Augenwinkel zu meinem Gruppenführer hinüber, der zwei Meter von mir entfernt liegt, und sehe, dass er im selben Moment, ohne auch nur die Wimper zu bewegen, seinen Augapfel in den Winkel zu meiner Seite bewegt: Ja, es war *wirklich* sehr knapp.

Drei, vier Minuten. Dann riskiere ich wieder einen Blick. Diesmal kommt nichts, es ist vorbei.

Mein Schütze B. spürt einen schweren Gegenstand in dem vor sei-

nem Kopf aufgestellten Rucksack hin und her rutschen und holt eine grosse, volle Kugel aus Weissmetall hervor, Kaliber 15 oder 20mm – vermutlich ein Abpraller, der hier gelandet ist. Wahrscheinlich ein schweres Panzermaschinengewehr.

Als wir anfangen, für unsere Stellungen den Boden aufzugraben, kommt der Marschbefehl. Wir sollen uns 1'500 Meter nach links zum Brückenkopf von X verlagern. Es gab wenige Dinge in diesem Defensivkrieg, die nervenaufreibender waren als diese ständigen Wendungen, die den Männern letztlich jede Lust nahmen, irgendwo zu graben oder irgendetwas aufzustellen. Früher Nachmittag.

Wir marschieren an der Rückseite des Deichs an einem kleinen dichten Wald entlang rund um einen Tümpel – dann stossen wir auf den Zug De K., der soeben von deutschen Maschinengewehren beschossen wurde und mir rät, sorgfältig in Deckung zu gehen. Ein Haus, dann noch einige dichte Hecken, die uns erlauben, am Kanal entlang voranzukommen, dann eine riesige flache Wiese über zwei Kilometer am Kanal entlang Richtung Bourbourg. Keine Brücke in Sicht: sie sollte ganz nahe sein.

Man braucht wohl nicht zu erwähnen, dass wir seit dem Abenteuer in Holland keinerlei Landkarte mehr haben, nicht einmal eine auf einem Kalender der Post.

Äusserst ratlos schicke ich meinen Verbindungsmann zur Befehlsstelle, um Präzisionen oder eine Marschroute einzuholen. Eine Erkundung auf der ungeschützten Böschung des Kanals scheint mir nicht in Frage zu kommen, solange die deutschen Panzer gegenüber in zwanzig Metern Entfernung rollen. Wir gehen vorläufig hinter der dichten Hecke, die hier noch den Kanal säumt, in Deckung. Dreissig Meter links von uns handhabt eine Gruppe von Engländern eine Art Panzerabwehrgewehr und lockt sattes Feuer auf uns. Ein Hagel kleiner Panzergranaten explodiert in den Bäumen hinter

uns – eine schöne gelbrote Flamme inmitten dichten schwarzen Rauchs. Bei mir keine Verletzten. Am Abend werde ich erfahren, dass De K., den ich soeben verlassen habe und der in diesem Augenblick mit seinem Zug genau hinter uns vorüberzieht, ohne dass ich ihn sehe, an die dreissig Splitter abgekriegt hat. Er wird nicht davonkommen.

Die Engländer befinden wohl, dass die Stellung zu heiss wird, denn sie bauen ihr Panzerabwehrgeschütz ab und ziehen sich im Laufschrift hinter uns zurück. Meine Männer werden nervös. Ich habe plötzlich den undefinierbaren Eindruck, dass das Schlachtfeld rings um uns mit einem Mal leer geworden ist. Man hört keine Detonationen mehr, aber jenseits des Kanals und hinter den Bäumen in der Ferne den Lärm einer Motorradkolonne, die einer meiner Leute zwei oder drei Sekunden lang weit weg in den Hecken erblickt haben will.

Ein französisches Flugzeug, das über den Linien kreist, löst auf der anderen Seite des Kanals ein unglaubliches Fliegerabwehrgetöse aus, von dem ich mir nie hätte vorstellen können, dass Truppenteile in Bewegung es erzeugen können.

Ich kann mir nicht helfen, ich spüre in mir, wie sehr der Feind binnen einiger Minuten und ohne direkten Kontakt eine brutale Übermacht über uns gewonnen hat – wie sehr wir uns von diesem Augenblick an deklassiert fühlen. Diese Garben grosser Kugeln, die unmittelbare Reaktion dieser Granatensalve gegen das Panzerabwehrgeschütz, dieses Fliegerabwehrfeuerwerk – mehr ist gar nicht nötig, wir wissen in unserem tiefsten Inneren, dass schon der geringste Klaps von unserer Seite ausreicht, um bei unserem Gegenüber einen heftigen Faustschlag auszulösen. In diesem kurzen Krieg habe ich fast immer gesehen, wie die Männer rund um mich zögerten, das Feuer zu eröffnen, weil sie die Gewissheit hatten, dass sie – anstatt dem Feind zu schaden – *auf sich selbst deuteten* und von vornherein davon überzeugt waren, nicht das letzte Wort zu haben.

Ich weiss seit sieben Monaten, dass die Deutschen diese Übermacht über meine Leute besitzen, genau seit dem Tag, an dem sich die Feinde während eines Erkundungsgangs im Warndt mit Hurra-Schreien auf sie, und zwar fast auf ihre Gurgel, gestürzt haben. Man spürte deutlich, dass ihnen diese wilden Hurra-Schreie immer noch irgendwo im Magen lagen, wenn sie während der Manöver die Szene schilderten oder nachspielten (um sie zu beschwören?). Und da ich bei dieser Szene, in der sich der Geist der Truppe kristallisiert hat, nicht dabei gewesen war (ich war damals im Depot), bleibe ich für sie ein wenig ein Fremder. Ich bin nicht eingeweiht.

Die geringsten, auch noch so winzigen Anzeichen von Aggressivität und dem Willen zum Sieg sprechen auf dem Schlachtfeld – und mit welcher Heftigkeit! – zur Seele. Ein ebenfalls winziges Detail hat mich damals sehr beeindruckt. Wir feuerten mit unserer Fliegerabwehr vorschriftsgemäss wie brave Schüler abgezählte Feuerstösse mit drei, vier Schüssen. Der Feind antwortete immer mit langem, nachdrücklichem Feuer von zwölf bis fünfzehn Schüssen. Und vermutlich schossen wir besser und zielten mit jeder Garbe genauer. Doch dabei wurde der *dunkle Anteil* am Kampf nicht genügend berücksichtigt: das Duell der Willenskräfte – und für die Seele, die auf den so autoritären Schock der Detonationen auf das Trommelfell gefügig reagiert, entstand wie in einer chiffrierten Sprache, wie mit Morsezeichen, ein mystischer Dialog: auf der einen Seite die brave, schüchterne und sparsame Seele, und auf der andern ein wilder, erbitterter Wille, den Gegner zu unterjochen, zu ersticken, zu erdrücken und um jeden Preis das letzte Wort zu haben.

Vielleicht könnte man sogar so weit gehen und sagen, dass zwei Truppen mit so etwas wie der ambivalenten Neugier der Liebe aufeinander zugehen. Die Deutschen sind auf uns zugegangen und waren, ich kann es sagen, in die glänzende und beinahe begeisternde Wolke ihrer Siege gehüllt.

Plötzlich geht jemand ohne Vorwarnung parallel zur Böschung hinter uns vorbei und setzt sich hastig ab (ich meine, sucht das Weite), wobei er ruft: «Wir setzen uns ab. Die Deutschen kommen!» Bevor ich eingreifen kann, ist ihm die am weitesten entfernte Hälfte meiner Gruppe schwungvoll gefolgt, und schon sind sie hinter den Hecken verschwunden. Das fängt ja gut an!

Ich gruppiere den Zug um mich, der sehr aufgewühlt ist und unverhohlen bestrebt ist, «sich abzusetzen». Es ist klar, dass rings um uns etwas sehr Merkwürdiges im Gange ist: diese plötzliche Stille, diese auf einmal leere Landschaft. Aber ich habe keinen Befehl. Es stimmt, die Befehle, die ich kriege, sind sehr oft nicht klar, und ich weiss sehr wohl, wie sehr in diesem Bataillon alles aufs Geratewohl entschieden wird.

Ich spüre deutlich – ein Instinkt sagt es mir –, dass sich das Bataillon in diesem Augenblick absetzt (es stimmt) und ich mich davon machen sollte. Aber «man setzt sich nicht ohne schriftlichen Befehl ab», und in meiner totalen Unentschlossenheit klammere ich mich an diese mechanische Formel. Ich werde nicht einfach so Weggehen! Ich weiss sehr wohl, dass ein gewisser Sadismus darin liegt, inmitten dieses Durcheinanders auf einmal den Pedanten zu spielen und, da ich im Recht bin, die Gelegenheit zu ergreifen, dem Kommandanten eins auszuwischen. Aus der Lust heraus, eigensinnig zu sein und mich quer zu stellen (einen edleren Beweggrund, geben wir es zu, gab es nicht), hätte ich an diesem Abend beinahe meinen Zug in den Untergang geführt.

Ich entsende sehr akademisch meinen Unteroffizier zur Befehlsstelle mit der Bitte, mir einen schriftlichen Befehl zu überbringen, falls ich mich absetzen soll. Ich sehe ihm schon an, dass er nur ans Abhauen denkt, und bin mir ziemlich sicher, dass wir ihn nicht wiedersehen werden.

Wir gehen vorerst einmal hinter den Sträuchern in Deckung und

beobachten. Ich fühle mich fürchterlich unwohl. Meine Leute sehen mich verblüfft und wütend an, ganz so wie man einen Verrückten mustern würde. Ich weiss, dass ich im Unrecht bin und mit jeder Minute dieser unerträglichen Tatenlosigkeit jede Aussicht auf ein Entkommen zunichte mache. Aber welche Gefahr droht uns? Es ist irritierend: man sieht nichts, man hört nichts.

Doch, immerhin, sehr, sehr weit weg links von uns, am Ende einer riesigen flachen Wiese vereinzelte, ganz kleine Männer, die langsam und vorsichtig auf St. Georges zugehen und sich von Zeit zu Zeit bücken, als pflückten sie Blumen. Franzosen, die sich absetzen? Oder Deutsche? Für meine Männer besteht kein Zweifel an der letzteren Hypothese. Ich spüre, dass ich sie nicht mehr im Griff habe, ich rechne jeden Augenblick damit, dass sie sich aus dem Staub machen. Doch der Herdeninstinkt hält sie zusammen, aufsässig und wütend. In meiner unerträglichen Ratlosigkeit bin ich unfähig, auch nur ein Wort an sie zu richten. Ein elender Moment.

Drei- oder vierhundert Meter hinter uns taucht plötzlich mein Unteroffizier wieder auf, winkt heftig und verschwindet wieder. Es ist klar, dass er uns bedeutet, uns abzusetzen, aber Schiss hat, bis zu uns zu gehen. Ein Schweinehund.

Der Zorn gegen ihn versteift mich in meinem jetzt offenkundig blödsinnigen Entschluss, mich nicht wegzurühren. Verdammte Sch...! Ein Befehl, und ich haue ab. Kein Befehl, und ich haue nicht ab. Wie die Sache ausgehen wird, das steht auf einem anderen Blatt. Ich spüre sehr wohl – und es ist mir umso peinlicher, als ich spüre, dass die Männer es wissen –, dass ich eine Dummheit gemacht habe. Aber ich werde mein Wort nicht zurücknehmen.

In der Zwischenzeit tut es gut, etwas zu tun. Zur Linken müssen die Deutschen den Kanal überquert haben, wenn sie es getan haben. Ich verlege also meinen Zug nach rechts am Kanal entlang bis zu dem

dichten Wald, den ich vorhin durchquert habe. Wenn wir schon eingekreist sind, sind wir dort wenigstens nicht zu sehen.

Im Wald. Wir lassen uns beim Tümpel zwischen zwei kurzen Erdaufschüttungen nieder und warten. Der Wald ist keine zweihundert Meter breit, aber von aussen nicht einzusehen. Eine wunderbare Dämmerung unter diesen Blättern und auf diesem schlummernden Gewässer, wäre da nicht die Beklommenheit. Und auch die Abendstille ist erstaunlich, kaum gestört von einigen nicht einmal misstönenden Gewehrschüssen in der Nähe, wie am Ende einer Jagdpartie. Was sind das für Schüsse? Momente des Wartens und Bangens, die – warum soll es nicht gesagt werden – aussergewöhnlich sind. Vage, mysteriöse Geräusche ringsum – Waldgeräusche, raschelnde Äste –, die wir uns vielleicht einbilden. Und dann plötzlich eine sehr klangvolle Stimme – leidenschaftslos, ganz so wie man am Abend auf den Feldern ruft (beinahe amüsiert, könnte man meinen) –, die die letzte Silbe in die Länge zieht: «Rendez voû-voû-oûs!» Diese spöttische Stimme hat etwas Kränkendes an sich. Aber wir erleben. Eine Minute tiefsten Schweigens. Wir werden in unserer Suhle aufgespürt werden.

Erneute Rufe, die sich jedoch entfernen, wie für jemanden, den man nicht finden kann. Vielleicht waren sie sich nicht sicher, dass hier jemand war.

Es ist merkwürdig, befremdlich, den Feind reden zu hören. Diese Stimme ist wie eine Brücke, die für die Männer am Rand des Abgrunds gespannt ist – ein Rohr, aus dem nun all ihre Entschlossenheit abläuft. Es ist unübersehbar, dass sie ihrer Meinung nach plötzlich – das Heil erblickt haben.

Das ruhige Geräusch von Fahrzeugen auf der anderen Seite des Kanals hinter den Bäumen, die anhalten und manövrieren wie für eine

Verladung. Lachen, dann eine ironische deutsche Stimme: «En voitüreü», wie eine Ohrfeige. Man verlädt vermutlich Gefangene.

Der Kanal wurde bezwungen, das Bataillon ist weg ohne einen Kanonenschuss, ohne den geringsten Anschein einer Schlacht. Es ist nicht zu glauben.

Ich höre, wie am Ende des Schützengrabens leise von «Verbrüderung» die Rede ist. «Die sind wie wir, die werden uns nicht auffressen.» Ein Unteroffizier des Kommandozugs, der versprengt hier im Wald gelandet ist – ein Priester –, scheint besonders brennend auf Verbrüderung aus zu sein. Das ist durchaus normal: «Meine lieben Brüder ...»

Ich sollte etwas sagen, den Zug wieder «in den Griff bekommen», ich spüre es ganz deutlich. Bin aber in diesem Moment unfähig, einen überzeugten Ton anzuschlagen. Er würde nicht aus meiner Kehle herauskommen. Übrigens ist dies nicht der Moment, laut zu sprechen. Ich habe nicht die geringste Ahnung, was ich tun werde. Ich spüre die Leere in mir und wage nicht hineinzublicken. Ich möchte mir einreden, dass ich ein Gespenst geworden bin und über dieser lachhaften und trostlosen Inkohärenz schwebe.

Wenig sagen, wenig tun.

«Was werden wir tun, Herr Leutnant?»

«Wir werden die Nacht abwarten.»

Sie sind sichtlich nicht überzeugt. Ich zünde mir eine Zigarette an, aber gewiss nicht aus Lässigkeit. Solange sie sich nicht auf die Beine machen, um «sich zu verbrüdern», ist nichts verloren. Erst dann wird es tragisch werden. Ich wage nicht daran zu denken. Ich muss bleich wie Wachs sein.

Eigentlich ist es hier nicht so ungemütlich. Vielleicht könnte man hier sogar in aller Ruhe die Nacht verbringen. «Bis ans Ende der Nacht...» – wie in den Feenmärchen, ein göttlich unwahrscheinliches Abenteuer – ein Gang über Allahs Brücke. Vielleicht genügt

es, einmal endgültig unerschrocken in das Sinnlose einzutreten, ihm Glauben zu schenken und immer tiefer zu steigen.

Plötzlich beginnt neben mir Fähnrich S, der seinen MG-Zug verloren hatte und von uns im Wald aufgenommen worden war, ohne Vorwarnung wie ein Kind zu schluchzen. «Sie werden mich gefangen nehmen!» Die Männer respektieren stumm und wie versteinert diese Verzweiflung, die für sie unbegreiflich scheint. Ich weiss nicht, warum ich über dieses Ich mit seinem blanken Egoismus, der es von uns abgrenzt und es auf einmal auf seine wilde Individualität, auf sein *einzelnes* Schicksal zurückwirft, so schockiert bin.

Die Dunkelheit bricht allmählich herein. Sie werden es nicht wagen, jetzt den Wald zu betreten. Wir könnten hier im Geruch des frischen Laubs schlafen. Ach, wie die Erde mich anzieht! Schlafen, mich trennen von dieser verstörten Gruppe, die an mir klebt. Ein Entschluss muss getroffen werden. Hinaustreten – sich auf die deutschen Maschinengewehre stürzen? Warten.

Ich habe ohne jede Zuversicht gewartet: Ich traute den unverhofften Gnaden des Kriegs nicht genug, den unwahrscheinlichen Breschen, die sich plötzlich im Roten Meer auftun. Es ist ganz einfach Nacht, und alles ist anders! Unsere winzige schützende Hülle dehnt sich mit der Dunkelheit und greift um sich. «Im Schutze der Nacht.» Die geheimen Wege, die überall auf dem Land wieder auftauchen, die Unsichtbarkeit, die ihr Wissen besitzt, vielleicht werden wir uns durchschlagen können.

Überdies durchnässt uns die Abendkühle wieder. Die Männer schlingen ihren Mantel enger, rücken ihr Gepäck zurecht – sie rühren sich wieder nach dem leichenähnlichen Liegen von vorhin. Ein gutes Zeichen. Das muss man sich jetzt zunutze machen.

Ich zähle sie. Zwei fehlen. Doch da kommen sie schon zwischen

den Bäumen hervor, sie reden laut und lachen dazwischen kaum verhohlen. Sie sind bis zu einem alleinstehenden Haus am Waldrand geschlichen und haben natürlich den Keller besichtigt. Angeheitert. Aber jetzt grossmäulig und durchaus bereit, etwas zu tun. Sie haben keine Deutschen gesehen. Der Anblick betrunkenere Männer flösst dem Zug wie immer wieder Mut ein. Man hört Gelächter, das mir angenehm das Ohr kitzelt. Von Verbrüderung keine Rede mehr.

Ich beschliesse, den Wald sofort zu verlassen und zu versuchen, zum Bataillon zu stossen. Wo? Wie? Darauf kommt es nicht an. Wir werden etwas tun und uns auf ein Abenteuer einlassen. Wir sind alle plötzlich aufgekratzt. Binnen weniger Minuten ist der Zug als ganzes von der äussersten Niedergeschlagenheit zu einer unglaublichen Erregung übergegangen.

Fieberhafte, aber beinahe amüsierte Vorbereitungen in der Dunkelheit. Wir werden vermutlich laufen müssen. Wir entledigen uns der Hälfte der MG-Munition, die wir in den Tümpel werfen.

Genauso wie bei der Truppenübung – wenn schon, denn schon – im Gänsemarsch, das MG vorn, hinter mir. Ich verlange zwei freiwillige Kundschafter, und zwar ohne Überzeugung – bin ich doch sicher, dass die Männer bei der Vorstellung, mit gesenktem Kopf im Dunkeln auf die Deutschen zu stossen, ein saures Gesicht ziehen werden. Doch die zwei Trunkenbolde melden sich eifrig. Sie sind leider entsetzlich laut, aber sie lassen sich sowieso nicht zum Schweigen bringen, ob vorne oder hinten.

Und der ganze mächtig erregte Zug tritt in einem fürchterlichen Krachen zerbrochener Äste, das vom Sturz unseres Kundschafters «Vinn Rü» (Rotwein) ausgelöst wurde, aus dem Wald heraus. Ich spüre unversehens einen Lachkrampf in mir aufsteigen wie ein Junge, wenn in einem Schlafsaal Radau geschlagen wird. Jegliche Furcht ist verflogen. Und es tut gut, nach allen diesen Minuten wie-

der eine Gruppe zu bilden. Die Vorstellung, dass im nächsten Augenblick ein deutsches Maschinengewehr aus nächster Nähe das Feuer eröffnen wird, lässt uns vollends kalt. Wir machen uns mit dem naiven und unerschrockenen Herzen der Skalpjäger auf in den Wilden Westen.

Es ist wohlthuend, durch diese kalte und recht helle Nacht zu marschieren.

Die Weite der Felder – recht dürftige Grundstücke – aber ausserordentlich reich an Unbekanntem.

Wir versuchen, die Strasse nach St. Georges, die einen Kilometer entfernt sein muss, wiederzufinden. Anscheinend niemand auf diesen schlummernden Feldern. Aber hinter dem Kanal wird die Natur lebendig. Kaum sind wir aus dem Wald heraus, sehen wir in der Nacht ein Dutzend Bauernhöfe brennen. Manchmal Freudenrufe in der Ferne wie um einjohannisfeuer. Und sicherlich wurde es nicht von Granaten entfacht. Das ist «der rote Hahn» der russischen Bauern: eine freudige Aufwallung, eine Art auflodernde Grosszügigkeit, die ich in meinem tiefsten Inneren zu verstehen glaube: man hat gezündelt. Dieses Signal bis hoch in den Nachthimmel, was für ein starkes Symbol der Besitzergreifung! Die Siege, die man früher durch ein Feuer ankündigte, das von Gipfel zu Gipfel wanderte.

Ein verschlafener Bauernhof vor uns, den es zu durchqueren gilt, schreckt die Männer ein wenig, aber ich gehe in der Überzeugung, dass nichts passieren kann, mit der Pistole in der Hand über den Hof. Wir haben eine Glückssträhne. Dieses Bataillon, diese Deutschen, die auftauchen und verschwinden, es ist wie ein Traum.

Die weisse, leere Strasse: St. Georges. Da ist der Befehlsstand des Bataillons; Türen und Fenster geschlossen. Wir klopfen. Eine Minute. Dann – Verblüffung – öffnet sich die Tür, und heraus tritt ein völlig nackter Mann, der sich in der theatralischen Haltung eines

Füsilierten an die Tür lehnt. Es ist der Koch des Bataillons, den man hier vergessen hat oder der sich selber vergessen hat, wer weiss. Er behauptet, er sei in einen Graben voll Wasser gefallen und überrascht worden, als er sich gerade umzog. Schallendes Gelächter. Er hatte uns natürlich für Deutsche gehalten.

Der Befehlsstand befindet sich ausgerechnet in einem Bistrot, also durchkämmen wir in vollständiger Dunkelheit den Keller und füllen die Kanister für die Fortsetzung des Abenteuers. Ich trinke einen halben Liter Rotwein. Der Tag war nicht gerade arm an Emotionen. Keinerlei Spur der Deutschen. Haben sie etwa nur eine kleine Runde auf dieser Seite des Kanals gedreht?

Jetzt gilt es, die Spur des Bataillons wiederzufinden. Das Dorf wirkt leer seit den ersten Granaten am Vormittag: Türen und Fenster sind geschlossen. Wir klopfen an die Tür eines Gebäudes, das amtlich aussieht: Gemeindeamt oder Schule, aber wir müssen unsere Gewehrkolben einsetzen. Schliesslich öffnet sich im ersten Stock ein Fenster, und aus dem Unsichtbaren dringt eine wie von einem Taschentuch gedämpfte Stimme. Es ist anscheinend sehr schwer, sich verständlich zu machen. Das Bataillon soll Richtung Bourbourg aufgebrochen sein. Am nächsten Tag erfahren wir dann, dass sich hinter diesem Taschentuch ein patriotischer Machiavelli versteckte, der uns für Deutsche hielt.

Bourbourg ist sechs Kilometer entfernt. Ärgerlich daran ist, dass die beunruhigenden Silhouetten, die wir am Nachmittag auf der Wiese erblickt hatten, genau auf diese Strasse zumarschiert waren. Vorsicht wird geboten sein.

Auf der richtigen Strasse im Baumschatten. Was für ein merkwürdiges Aufgebot. Wie jung ich mich fühle, wie leicht, wie leer und wie sorglos – wie mühelos ich atme in dieser uns innig verbundenen und kühlen Nacht mitten im Unvorhersehbaren – wie von Wasser

getragen. So mittelmässig, so banal und so zeitlich beschränkt es auch sein mag, es ist und bleibt ein Abenteuer – und eine der be rauschendsten Empfindungen meines Lebens. Eine ganze Abenteuer nacht.

Bei jedem Bauernhof richten wir das MG auf das Fenster und klopfen mit der wilden Erregung des Kindes, das die Kiste mit dem Springteufel öffnet. Doch diese Bauern, die alle bekleidet sind (es ist zwei Uhr früh) und recht verschreckt, haben keine Deutschen gesehen.

Man wünscht sich, die Nacht und die Strasse mögen nie enden. Bourbourg, dort wird wohl ein Ortskommandant sein, jemand vom Stab, und die ganze trostlose Routine der Maschinerie. Jetzt ist es vorbei mit dem Geschichtenmachen.

25. MAI

Bei den ersten Häusern von Bourbourg auf eine unwahrscheinliche Patrouille von Arbeitern gestossen, die mit alten Gras-1874-Gewehren ausgerüstet sind, übrigens nett und sympathisch, und übereifrig. Wir erfahren, dass das dritte Bataillon die bereits stark bombardierte Stadt hält (wir haben am Nachmittag die Granaten auf dem Kirchturm explodieren gesehen). Keine Nachrichten von unserem Bataillon, es ist nicht da! Ich beschliesse, bei Tagesanbruch zum Befehlsstand zu gehen, aber wir sind erschöpft (es ist drei Uhr früh, und wir haben drei Nächte so gut wie ohne Schlaf hinter uns), und ich richte meinen Zug auf dem Stroh in der Werkstatt ein, die die «Arbeiter» besetzen. Zwei Unteroffiziere und ich thronen in der Mitte des Kreises auf drei Strohsäcken. Ein Schlaf, in den man taucht wie in einen Brunnen ohne Boden, ein Genuss.

Bei Tagesanbruch gehe ich mit Fähnrich S. zum Befehlsstand des

Bataillons. Ein grosser Marktflecken, der von den Granaten kaum mehr beschädigt wurde. Immer noch ein prachtvoller Morgen. Wir gehen einen Kanal entlang, der von grossen gusseisernen Markierungen gesäumt ist: vor uns eine dieser gewundenen Eisenbrücken wie auf dem Kanal Saint-Martin in Paris, die in dem Film *Hotel du Nord* so geschickt eingesetzt wurde. Keine Menschenseele auf der Strasse: es ist sehr früh. Ein Motorradgespann hält mit hoher Geschwindigkeit zu dieser morgendlichen Stunde auf uns zu. Nun ist es zwanzig Meter entfernt – aber ... diese Helme!

Bumm! Bumm! Bumm! Bumm!

Auf meiner Höhe sehe ich links von mir in einer Art irrealen Momentaufnahme, wie S. seine Pistole zieht. Meine steckt in meinem Gürtel. Ich führe zwischen einer Türvertiefung rechts (der Tod, die Tür ist verriegelt) und einer gusseisernen Markierung links, hinter die ich mich quer über die Strasse werfe, in Zeitlupe eine merkwürdige Tanzfigur aus. S. hat sich hinter die Markierung nebenan geworfen. Ich habe gespürt, dass die Deutschen sich beide unter ihren Beiwagen geworfen hatten – sieben, acht Meter von uns entfernt. Ein Dutzend Schüsse müssen abgefeuert worden sein.

Ich habe nun meine Pistole hervorgeholt, kann sie aber nicht durchladen. Die Markierung ist breit und bietet guten Schutz. Gute zehn Sekunden lang totale Stille.

Dann beginnen in derselben Sekunde S. und ich im Chor zu brüllen. Der masslose Ton, der aus meiner Kehle dringt, erschreckt mich beinahe: er klingt irgendwie wild. Wir ... brüllen «Gefangene! Gefangene!» Hinter dem Beiwagen geht es nicht weniger entsetzlich zu: eine Szene wie im Zoo. Ich habe sofort die Überzeugung, dass derjenige, der am entsetzlichsten brüllt, den andern besitzen und vernichten wird.

Doch die Schreie auf der andern Seite verwandeln sich in eine rassende Klage. Ein grossgewachsener Körper entsteigt dem Beiwa-

gen (was ich zunächst nur daran wahrnehme, seien wir aufrichtig, dass die Stimme von höher oben kommt), dann knickt das Handgelenk wie ein Ast und lässt einen Revolver fallen. Weinend, wimmernd. Wir treten aus der Deckung hervor. Der andere liegt noch und jammert. Jetzt gehören sie uns.

Der Lange hat eine Kugel im Handgelenk. Der andere ein winziges Loch mitten auf der Brust, aus dem gerade stecknadelgross Blut austritt. S. hat sie mit vier Schüssen erwischt: nach ihren Revolvern (grossen Trommelrevolvern, die alt wirken, man könnte meinen 92er) zu schliessen, haben sie ein Dutzend Schüsse abgefeuert. Ich gratuliere S. herzlich. Eine Kugel hat ihm die Helmzier weggeschossen. Die Deutschen haben schlecht gezielt wegen der Erschütterungen: sie hatten ihren Motor nicht abgestellt.

Am Ende der Strasse steht nun in ehrwürdiger Entfernung eine ganze Hecke Schaulustiger.

Wir lassen eine Tür gegenüber öffnen, um irgendwo den schwerer Verletzten zu lagern, während S. zum Befehlsstand geht, um eine Wache und eine Tragbahre zu holen. Ich lege ihm mein Verbandzeug auf die Brust – ein wenig auch, um mich «grosszügig zu geben», denn er blutet nicht einmal: es sieht schlecht aus. Er ruft leise «Sanitäter! Sanitäter», und das mit Augen, denen man ablesen kann, dass Leben und Tod in seiner Sicht von der raschen Einlieferung in die Ambulanz abhängen, und die erwartet er nur von uns. Ein jähes Gefühl der Sympathie für diesen Unbekannten – ich lasse einen Arzt rufen, falls es in dem Viertel einen gibt – denn die Militärärzte! Doch der Arzt kann dann auch nichts mehr tun. Sein Kamerad neben ihm weint, und beweint sichtlich ihn. Er ringt sogar seine Hände. Offenkundig eine Mannschaft, ein «Team».

Ein schnelles Inventar des Beiwagens: Wenig, ein Karabiner, Dosen mit «Knäckebrot» aus Roggenmehl, eine Frankreich-Karte in sehr kleinem Massstab, auf der sie mit dem Bleistift ihre Route ein-

getragen haben, Oise, Somme, Pas-de-Calais. Einige unterwegs mitgenommene Ansichtskarten.

Kaum ist der Verletzte im Haus untergebracht, bringe ich den andern zur Werkstatt, er ist sehr gefügig und scheint sich übertrieben zu beklagen, vermutlich um das Eintreffen des «Sanitäters» zu beschleunigen.

Sympathie und Neugierde: das ist die erste Gefühlsregung. Ich bemerke, dass S., ein recht harter und ungeschliffener Junge, auch so empfindet.

Ich reiße meinem Gefolgsmann sofort die Schulterklappen ab, um sie ans Bataillon zu schicken – weil mir einfällt, dass man das nach Vorschrift als erstes tun soll. Doch mein Gefangener wirft mir einen jämmerlichen Blick zu, und ich begreife im selben Moment – es ist mir sehr peinlich –, dass er glaubt, dass ich ihn kraft meiner eigenen Autorität degradiere. Vermutlich der Vorgesetzte. Sehr ignorant, was die Abzeichen der deutschen Hierarchie betrifft.

Ungeniert prüfe ich auch die Brieftasche (zu meiner Verwirrung habe ich später erfahren, dass sich das hingegen nicht gehört). Das Foto der Verlobten! Nicht sehr hübsch. Sie sind beide neunzehn und in der Hitlerjugend.

Würde ich einen der Dioskuren hinter meinem Wagen herschleppen, ich würde meinem Zug nicht mehr imponieren als mit diesem deutschen Gefangenen, den ich in die Werkstatt zurückbringe. Einen dieser Halbgötter, die sich hinter diesem Glorienschein von Granaten und Bomben bewegen.

Es ist übrigens unmöglich, diese Tollkühnheit nicht zu bewundern. Ich werde später erfahren, dass sie mit 80 Stundenkilometern an dem Wachposten an der Dorfeinfahrt vorbeigefahren sind. Er war so verdutzt, dass er nicht einmal auf sie geschossen hat.

Es ist merkwürdig: keinerlei Emotion, weder währenddessen und auch nicht danach. Ich behalte in meiner Erinnerung eine Art

schwebende Ballettfigur, wie wenn man in Zeitlupe einen Autounfall dreht. Ein wenig benommen.

Ein Zivilist aus Bourbourg (er muss ein ehemaliger Soldat sein) kommt, um uns sehr würdig die Hand zu schütteln. Ich nehme meinen Anteil entgegen, und zwar recht kühl. Immerhin habe ich in dieser Sache mit meiner zugeschnallten Pistolentasche keine gute Figur abgegeben. Wir waren ja auch vier Kilometer vom Feind entfernt!

Alle Männer werden von der Neugierde aufgezehrt und umringen den Deutschen wortlos. Ein wackerer, stammelnder Arzt kommt und verbindet ihn. Jetzt ist er eher sentimental, beruhigt und gesprächig, er zeigt das Foto seiner Verlobten her, fragt nach unserer Adresse und will uns die Hand schütteln – was wir ohne Weiteres tun. Eine etwas billige, aber immerhin doch recht rührende Szene. «Das sind Dinge, die in den Büchern vorkommen.» Im Krieg vermutlich auch, und zwar ganz einfach, ich bin recht erstaunt darüber. Wieder unterwegs zum Befehlsstand des dritten Bataillons, aber diesmal Granaten, recht dünn gesät. Der Befehlsstand ist in einem Klassenzimmer. Ich weiss nicht, warum, aber ich befürchte einen Anschiss wegen meiner Eskapade und sage mir, dass diese zwei Gefangenen gerade rechtzeitig kommen als Sühneopfer. Gar so oft geschieht das vermutlich ohnehin nicht.

Der Kommandant (aufgedunsen, kleine Schweinsaugen – ein Pernodtrinker, der sich wieder verpflichtet hat, übrigens anständig, wenn auch ein wenig aufschneiderisch: er transportiert Handgranaten in seinem Brotbeutel, immer noch 1914!) erklärt mir, dass mein Bataillon sich elf Kilometer bis nach Craywick abgesetzt hat, «und in eine Absetzbewegung, die leider nach dem, was ich in Erfahrung bringen konnte, stark einer wilden Flucht glich» (hier die Bitterkeit des noch einmal Verpflichteten gegenüber dem Reserveoffizier und

Politiker mit den guten Verbindungen). Er hat heute Morgen den Befehl erhalten, St. Georges wieder einzunehmen und muss also dort sein, ich bräuchte also nur zu ihm zu stossen. Ich kündige ihm meine Gefangenen an, die er, so sagt er, sogleich erschiessen lassen wird, aber ich kenne meinen Pappenheimer und weiss, dass er es nicht ernst meint. Das gehört zum «Kasernenton» und zur Straffung der Disziplin an der Feuerlinie.

Sein Bataillon scheint übrigens im Kreis zu gehen. Ich bitte ihn um die Erlaubnis, die er mir erteilt, meinen Munitionsvorrat aus seinen Beständen aufzufüllen. Eine weitere Granatensalve während der Operation. Niemand kann mir sagen, was sich zwischen St. Georges und mir befindet: die Patrouillen entfernen sich kaum von Bourbourg. Ich beschliesse also, in einem weiten Bogen, der mich von der gefährlichen Zone am Kanal entfernt, nach St. Georges zu marschieren.

In der Werkstatt Vorbereitungen für die Expedition. Ich sehe im Vorbeigehen meinen verletzten Deutschen, der am Rand des Bürgersteigs auf eine Tragbahre gelegt wird. Doch plötzlich ist er nicht wiederzuerkennen, seine Augen sind geschwollen, sein Gesicht aufgedunsen. Der Zivilist, den wir beauftragt hatten, einen Arzt zu holen, ist ihm gleich nach unserem Weggang aus Wut über die Bombardierung mit dem Absatz ins Gesicht getreten. Es ist eines dieser Dinge, die einem den Wind aus den Segeln nehmen, die man im vorhinein einfach nicht glauben könnte und die man dann auf einmal *sieht*. Er macht sehr langsame Zeichen der Verneinung und blickt mich vorwurfsvoll an. Der Zivilist hat sich natürlich aus dem Staub gemacht. Nach längerer Überlegung sage ich mir, dass die Deutschen noch vor Ablauf von zwei Tagen diesen kleinen Vorfall selber regeln werden. Aber einige Sekunden lang erfreut mich die Vorstellung, die hübschen Auslagen von Bourbourg unter den Granaten zersplittern zu sehen. Geschieht ihnen recht!

Ab jetzt werde ich mich hüten, die heroischen Bevölkerungen der

besetzten Länder in unsere Angelegenheiten zu verwickeln. Der Zug ist wieder gesammelt – der Koch auf dem Motorradgespann, mit dem er sehr gut zurechtkommt, wird uns als motorisierter Kundschafter dienen! Der Besitzer der Werkstatt schenkt einen aus, bevor wir aufbrechen.

Im Bahnhof von Bourbourg auf einem Abstellgleis zwei Züge voll mit Zivilisten. Sie sind seit drei Tagen hier – natürlich nicht einmal angekuppelt. Dicht besetzt trotz der Granaten. Eine höfliche alte Frau ruft aus dem Waggon zu mir herüber: «Herr Offizier!», und dann aus der Nähe ein wenig vertraulicher: «Könnten Sie uns nicht eine Lokomotive besorgen?» Leider nicht.

Adieu Bourbourg.

Die Strasse nach St. Georges wirkt ruhig. Das Motorradgespann fährt einen Kilometer voraus, und wir sind sehr stolz auf unsere motorisierte Aufklärung. Bei der Ankunft, sage ich mir, werde ich es dem Kommandanten als Ersatz für den Mercedes schenken: seien wir diplomatisch. In der Ferne sieht man hinter den Bäumen den von einigen Granatenexplosionen glorreich lädierten Kirchturm von St. Georges. Die Sache muss voll im Gange sein.

Wir begegnen auf einer Kreuzung dem Obersten und dem Vizekommandanten, die über unser schönes Gespann aus dem Staunen nicht herauskommen. Wir sind anscheinend schon in St. Georges. Die Meldung von unserem Fang rüttelt sie sehr auf, sie stürzen sich nach Bourbourg zum Verhör. Ein gewisser Mangel an Würde angesichts dieser kleinen Fische. Aber höheren Ortes kann man sich derzeit wohl nur selten majestätisch geben.

Im Bataillon haben uns alle für verschollen gehalten und bereits abgeschrieben. Gestern wurden beträchtlich viele geschnappt, und das Bataillon zählt nur mehr zweihundertfünfzig Mann.

Der Kanonendonner hört auf, als wir in St. Georges zur Kreuzung kommen: die Ortschaft gehört uns. Essenspause zu Mittag im Truppenverbandplatz des Bataillons, wo sich die von den Granaten Verletzten befinden. Bei der Wiedereinnahme der Ortschaft wurde das Nötige aufgeboten, vier Hotchkiss-Panzer, die allerdings hinter der Infanterie fuhren, und vier 75er Panzerabwehrgeschütze. Die Deutschen haben sich übrigens kampflös zurückgezogen. Sie sind jedoch in der Nacht tatsächlich nach St. Georges gekommen: wir haben einander ignoriert wie gut erzogene Personen, die einander nicht vorgestellt worden sind. Aber ihre Panzer haben nicht über den Kanal gesetzt.

Der Hauptmann der Artilleriebatterie wird zum Verbandplatz gebracht, er wurde von einer Granate zerfetzt – eine ziemlich pathetische Gestalt. Nun beginnen die Fetzen zu fliegen. Zwei Stunden zuvor ist die Verbandstelle in einer Scheune von den Messerschmitt beschossen worden. Mittagessen mit den Ärzten, die mir in diesem Bataillon am besten gefallen. Das Gerücht unserer Heldentaten mit der Pistole eilt uns in stark ausgeschmückter Version voran.

Ich lasse den Zug zurück und gehe mit S. zum Bataillon hinunter. Über uns ganz nah bei einer Gewitterwolke ein heftiges Luftkarussell, das uns veranlasst, kurz dicht an einer Hecke stehen zu bleiben. Dreissig bis vierzig Flugzeuge, deutsche Bomber und kanadische Jäger mit schwarzweissen Flügeln in einem inkohärenten Bienestockgesumme. In der Ferne stürzen zwei deutsche Bomber ab. In diesem ganzen Krieg habe ich immer nur deutsche Flugzeuge abstürzen gesehen.

Der Kommandant ist wieder im selben Bistrot wie am Tag davor. Das Missverständnis von gestern wird geklärt: Man hat jemanden ausgeschildert, um mir die Absetzbewegung zu melden, aber man hat mich nicht gefunden, und da bereits die Hälfte oder mehr als die

Hälfte des Bataillons von den Deutschen geschnappt worden war, hat man keine Zeit verloren und nicht länger gesucht.

Ganz schön viele Lücken im Offizierskorps, was recht ernüchternd auf mich wirkt. Die meisten sind in der Befehlsstelle, die eher wie eine Kantine wirkt, und trinken Aperitifs oder Rotwein. Vorläufig ist es ruhig. Die Züge haben sich auf das Dorf verteilt. Meiner wird erst morgen in Stellung gebracht.

Ich wundere mich, dass man nicht bis zum Kanal vorgedrungen ist, nachdem man das Dorf wieder eingenommen hat – und so den Deutschen einen Brückenkopf überlassen hat. Aber es gibt keine Truppen zwischen uns und Bourbourg – fünf Kilometer leerer Raum. Wozu soll man unter diesen Umständen zweihundert Meter am Kanal sichern.

Der Panzerhauptmann verabschiedet sich (man nimmt uns auch die 75er weg). Mit dem Glas in der Hand schildert er die Kämpfe in Belgien und wie er auf der Rückseite einer Böschung deutsche Verletzte überfahren hat: «Und sie brüllten, als sie uns runterfahren gesehen haben.» Die abscheulich ordinäre Stimme und das gendarmenhafte Aussehen des Hauptmanns verleihen der Schilderung einen Anflug unnachahmlicher Echtheit. Das also nennt man einen ganzen Kerl.

Granatensalve auf das Dorf, und nicht sehr weit weg, dreissig Meter. Ich ducke mich unwillkürlich: es ist mir körperlich beinahe unmöglich, mich nicht zu ducken, wenn ich Granaten in der Nähe pfeifen höre. Aber ich sehe, dass der Kommandant und der Hauptmann der Flugabwehr das nicht tun, und fühle mich zutiefst gedemütigt. Mehr Haltung als ich.

Es sind angeblich 105er. Die Explosion ist nicht sehr heftig. Übrigens explodieren in diesem weichen Lehm viele nicht.

Schon eine merkwürdige Idee, diese Befehlsstelle genau gegenüber den Deutschen an der Front des Dorfes einzurichten. Nicht nur ein bequemes Ziel, auch das Kommen und Gehen lässt sich allzu leicht

beobachten. Der Gedanke an die Flüssigkeiten hat wohl auch eine Rolle gespielt.

Ich hole meinen Zug, den ich in einer Scheune einquartiere, dann spaziere ich durch das Dorf. Keine Granaten mehr, aber ich bringe mich sorgfältig in Deckung. Es heisst, die Deutschen klettern auf die Pappeln am Kanal.

Besuch bei H., mit dem ich wie üblich über Politik diskutiere. Am Abend haben fast alle Offiziere eine «Schlagseite», wie man hier sagt. Es stimmt, es ist durchaus nicht angenehm, der Situation ins Auge zu blicken. Hinter uns steigen drei enorme schwarze Rauchsäulen nach Dünkirchen hoch, wo die Flugzeuge voll im Einsatz sind. Die Erdölreserven. Vor uns werden die Deutschen demnächst ein Mittel finden, mit ihren Panzern über den Kanal zu setzen. Das bedeutet das Ende, denn wir haben nur mehr eine einzige 25er Kanone, um sie aufzuhalten. Aber es ist merkwürdig, wie sehr sich diese so gut wie gewisse Eventualität für mich in Nebel auflöst. Das Wetter ist schön, der Abend ist kühl, und ich habe die Aussicht, die ganze Nacht in der Scheune, wo es einen so gut wie granatensicheren Keller gibt, «wie ein Sack» zu schlafen. Und Gott sei Dank, wenigstens im Krieg hat jeder Tag seine eigene Plage.

Eine Nacht mit Detonationen, die der Schlaf ummantelt und dämpft. Diese Nächte, in denen man «wie ein Sack» schläft (besser kann man es nicht sagen), sind wirklich eine der Erholungen vom Krieg.

26. MAI

Man wartet, um mich für den ganz grossen Tag in Stellung zu bringen: zehn Uhr. Nicht gerade schlau, wenn man auf diesen ungeschützten Ebenen nicht gesehen werden will. Aber ich bin sicher,

daran hat man nicht einmal gedacht. Diese Unbekümmertheit sollte einen anekeln, aber wir alle verfallen ihr unmerklich, und ich selber bin auch unbekümmert.

Wir gehen sechshundert Meter vor dem Dorf entlang der Strasse zum Kanal, hinter dem Gleis, in Stellung. Das leicht erhöhte Gleis verstellt uns die Sicht, und ich schiebe zwei Späher bis zu den Schienen. Die in recht grossen Abständen aufgestellten Gruppen richten sich in den Entwässerungsgruben ein, die nicht sehr tief sind, sechzig Zentimeter, aber recht praktisch, weil sie trocken sind. Wir richten sie recht und schlecht ein, aber die tragbaren Werkzeuge sind nicht gerade von Vorteil.

Mein Zug hat sich mit den Überresten des Zuges De K., der am Vortag von den Panzergranaten dezimiert worden war, neu bestückt.

Vor uns, hinter dem Gleis, eine dichte, abgeschnittene Landschaft, ein Gewimmel von Bäumen in der Nähe des Kanals, wo wir den kleinen Wald von vorgestern ausmachen. Links das Häuschen des Bahnwärters. Rechts die Strasse, die über das Gleis führt. Keine Spur des Krieges in all dem, bis auf die Telegraphenleitungen, die abgerissen an den Pfosten baumeln. Fast immer die erste Retusche, die die Granaten an der Landschaft vornehmen – und die einen besonderen Eindruck des Verfalls wecken.

Wiii, wiii, wiii

Die Granaten. Es hat nicht einmal eine Viertelstunde gedauert. Und sie sind für uns, da ist kein Irrtum möglich, obwohl sie sich auf mindestens zweihundert Meter streuen. Das Gleis muss ein praktischer Anhaltspunkt sein.

Wir tauchen weg und liegen flach. Es ist immerhin weniger unangenehm als die Kugeln ohne Deckung. Aber nicht komisch. Es sind gut fünfzig Stück. Zum Glück nicht näher als zwanzig Meter. Kein Schaden.

Als die Sache zu Ende ist, winkt man mir jedoch von der Gruppe vorn rechts zu. Ein Toter und ein Verwundeter. Die Granate ist zu unserem Pech genau am Rand des Grabens explodiert. R. ist vom Nacken bis zu den Oberschenkeln von Splittern übersät und auf der Stelle getötet worden (wir haben es erst fünf Minuten später gemerkt, weil er nicht aufstand). Der andere, Le B... (mit dem Spitznamen «Der Harte» wegen eines Aufenthalts in irgendeiner afrikanischen Einheit), hat nur einen Splitter in der Arschbacke und trottet unverdrossen und recht zufrieden auf der Strasse zur Verbandsstelle, während der ganze Zug ihm hinterdrein lacht.

Das ist unser Einstand. Als erstes geht mir durch den Sinn, dass R. wirklich der Dümme des ganzen Zuges ist. Das ist nicht sehr barmherzig. Aber ich kann mich noch so sehr zwingen: Es rührt mich nicht. Gar nicht.

Die Granatenlöcher sind klein, nicht beeindruckend. Auf der Strasse ist sogar eines, das kaum mehr ist als eine Abschürfung. Und immer ein gutes Drittel, das nicht explodiert.

Dieses Pfeifen der Splitter nach der Explosion – heimtückisch, böseartig, hinterlistig – scheint seinen Mann zu suchen – etwa so wie die Kugeln – auf ganz besondere Weise.

Das wird ja heiter werden, wenn sie sich in den Kopf setzen, nicht locker zu lassen. Aber nein: am frühen Nachmittag ist es ruhig. Ein eintöniger und heisser Tag, der nur vom Suppenholen unterbrochen wird, denn an die Post braucht man nicht einmal zu denken. Die Vorrechte meines Dienstgrads verfolgen mich bis hierher: eine Doppelration Wein und zwei Steaks. Ich schenke meinen Wein her, den man wie den Tau des Himmels entgegennimmt, aber ich esse meine zwei Steaks, die durch das ausgeprägte Gefühl für das Groteske der Situation eine besondere Würze erhalten. Grotesk? ... Naja ... Es wäre doch etwas Schönes, wenn der Chef zweimal oder viermal so dick wäre wie seine Leute und vor seiner verblüfften Truppe

einen Berg von Lebensmitteln in sich hineinstopfen könnte. Und dann erst das Trinken ...

Totale Untätigkeit – und natürlich kommt es nicht in Frage, sein Loch ohne Begründung zu verlassen. Ich rauche, ich kaue an Grashalmen, ich schlafe meine Steaks aus. Nichts zu lesen.

Ein weiterer Schwarm von Granaten gegen sechs Uhr am Abend (morgen wird der Rhythmus derselbe sein, zehn Uhr, sechs Uhr), aber niemand wird getroffen. Der Zug B. rechts von mir scheint auch etwas abgekriegt zu haben, aber totaler Mangel an Neugier. Das Blickfeld wird enger.

Ein Schreiben vom Bataillon, ich soll meine Massnahmen treffen, um heute Abend abgelöst zu werden. Eine ausgezeichnete und unerwartete Sache. Zumal vom Kanal her, wo die Deutschen, so heisst es, eine Brücke für ihre Panzer bauen, verdächtige Geräusche kommen.

Es muss wohl stimmen, denn auf einmal feuert unsere Artillerie los. Zehn Minuten lang wechseln sich die Pfiffe über unseren Köpfen ab und reizen einander auf. Die Arbeiter an der Brücke werden das nicht lustig finden. In unserer Freude (wir hören zum ersten Mal unsere Artillerie schiessen) sind wir sogar bereit zu schwören, dass es «Volltreffer» waren.

Wieder ein prachtvoller Abend auf diesen grossen Ebenen. Man denke ja nicht, dass die Situation mich daran hindert, ihn zu geniessen, ganz im Gegenteil, und ohne Prahlerei. Nichts ist so bukolisch wie dieser mitten in der Windstille im Gras lagernde Zug, aus dem ein leises Geräusch von gescheuertem Essgeschirr und Gegluckse hochsteigt, Zigarettenrauch (von mir, ohne Eitelkeit) und die ruhige, schwerfällige und bäuerliche Unterhaltung von zwei Bretonen neben mir, die über die flämische Kultur reden. Ich bin erstaunt zu sehen, wie schnell sie deren Besonderheiten erkannt haben.

Dann eine kurios explosive Ansprache im Stil «Hoch mit den Mistgabeln» eines Anhängers von Dorgères, dem Anführer der bretoni-

schen Bauernbewegung, denn einen solchen gibt es in der Bande, und er bekennt sich dazu. Seltsame Sprüche, gerade hier und heute Abend! Dieselben, die er in irgendeinem Bistrot in Quéménéven dreschen würde.

Alle sind Bauern bis in die Fingerspitzen – für die ich heute Abend Achtung empfinde und die dem Krieg nicht mehr geben, als man ihm geben muss.

Nicht einmal ein Befehl zum Patrouillieren: Vogel-Strauss-Politik. Vielleicht ist es auch gut so, und wir werden ohnehin abgelöst werden. Fehlgedacht: keine Ablösung.

Noch eine volle Nacht im Graben.

27. MAI

Aber am Morgen bin ich steif und ein wenig erfroren! Beglückender warmer Kaffee. Ich knabbere an dem Knäckebrot, das ich dem Deutschen abgenommen habe: kuriose Pappkartonplatten, die sauer schmecken, eine traurige Nahrung. Und ich werfe sorgfältig die Verpackung weg, denn einen jeden von uns beschleicht schon der Gedanke, dass es besser sei, keine deutschen Gegenstände bei sich zu tragen, falls wir in Gefangenschaft geraten.

Ruhiger Vormittag, bis auf die fünfminütige Bombardierung um zehn Uhr. Ich gehe bis zum Befehlsstand der Kompanie und bleibe dabei so weit wie möglich hinter den Gräben und den Hecken in Deckung. Nichts Neues.

Im Grunde ist alles in Ordnung, so lange keine Panzer da sind. Doch während das Essen im Scheppern des Essgeschirrs endet, pfeifen auf einmal Kugeln über uns hinweg und werfen uns verdetzt in unsere schmalen Rinnen, denn wir haben alle deutlich gespürt, dass von hinten auf uns geschossen wurde.

Es ist unglaublich, wie sehr das innerste Gefühl, *umgedreht* zu werden, einen verwirrt. Wir sind alle erbleicht. Ich versuche mir ohne Überzeugung zu sagen, dass der Zug hinter uns geschossen hat. Man sieht nichts, man hört noch Schüsse links hinter uns. Plötzlich springt in meiner Gruppe von links aussen ein Mann nach hinten und bricht auf freiem Feld zusammen.

Meine Männer versichern mir, dass sie gesehen haben, wie sich der Vorhang am Fenster des Bahnwärters rechts von uns bewegt hat, und sind sogar gewiss, dass uns ein Kopf beobachtet hat. Uns aus dem Fenster zusehen in dreihundert Metern Entfernung, indem man den Vorhang lüftet, das geht wirklich zu weit! Ich lasse es vom MG meines Schützen (der beste im Schiesswettbewerb des Bataillons) anvisieren, und bald ist das Ziegeldach mit einem leichten weissen Bezug bedeckt. Es wird nicht mehr geschossen. Aber wir bleiben eine gute halbe Stunde lang auf der Hut.

In diesem Krieg wird man ständig auf dem falschen Fuss erwischt, ständig «in einem Zustand der Sprachlosigkeit» ertappt.

Ein Verwundeter und ein Toter, der Hauptmann der Gruppe X, der wie ein Besessener aus seinem Loch gesprungen ist, als er wutentbrannt die Kugeln von hinten kommen gespürt hat.

Die Neuigkeiten kommen mit dem Abenddienst. Eine mit Maschinengewehren ausgerüstete deutsche Patrouille ist bis nach St. Georges vorgedrungen. Der Hauptmann der Flugabwehr hat sie in einen Hinterhalt gelockt und drei Gefangene zurückgebracht, drei Verwundete. Insgesamt verteidigen wir uns gar nicht schlecht. Wären da nicht diese Panzer, die wir ständig im Hinterkopf haben, ganz so wie ein Kranker, denke ich, der weiss, dass er Krebs hat.

Neun Uhr am Abend: Eine umwerfende Meldung, wir ziehen ab! Aber keine Ablösung, wir setzen uns ab. Das ganze Bataillon sam-

melt sich bei Einbruch der Dunkelheit im Dorf.

Aufbruch morgen früh: ausgerechnet am hellen Tag.

Wir richten uns dicht gedrängt in den Kellern und Scheunen für die Nacht ein. Nur einige Späher an den Rändern von St. Georges.

Einige Granaten in der Nacht. Aber dicht nebeneinander auf dem Boden in der Dunkelheit fühlt man sich nicht sehr besorgt.

28. MAI

Schon wieder ein wolkenloser Vormittag. Das Absetzen kann zu einem heiklen Moment werden. Das ganze Bataillon marschiert querfeldein in einem grossen Hin und Her von Männern und Fahrzeugen hinter dem Dorf auf. Es wird eine gute Stunde dauern, und wir fühlen uns ein wenig nervös. Aber es passiert nichts, kein einziger Kanonenschuss. Ein Glück. Da ich neben B. (den der Kommandant nicht mag) der einzige Offizier bin, der einen Zug leitet, werde ich mit der Nachhut betraut. Ich marschiere mit dem MG auf der Strasse, während meine zwei anderen Gruppen links und rechts auf den Feldern gehen. Die Deutschen zeigen keine Lust nachzukommen und scheinen in diesem Sektor auffallend wenig Eile an den Tag zu legen.

Ich weiss nicht, warum der Marsch mich und auch meine Leute sehr schnell ermüdet. Vermutlich deshalb, weil man ständig von der Strasse querfeldein nach links und nach rechts laufen und dabei andauernd über Hecken klettern oder über Gräben springen muss. Ausserdem haben wir seit heute früh nichts gegessen: keine Lebensmittel mehr in der Feldküche. Und den Proviant haben die Leute schon seit Langem aufgegessen. Nach einem Dutzend Kilo-

metern frage ich mich, ob ich auf der Strasse Zurückbleiben werde, ein entsetzlicher Hunger lässt meine Knie weich werden.

Wir gelangen über Craywick auf die Hauptverkehrsstrasse von Dünkirchen nach Gravelines. Zwei riesige Marinegeschütze stehen am Strassenrand unter den Bäumen und zielen nach Gravelines. Dann die Vororte von Dünkirchen und die Flugzeuge. Diesmal gibt es so gut wie keine Zivilisten auf der Strasse.

Die westliche Umgebung von Dünkirchen kommt mir nicht sehr zerstört vor. Die Häuser sind stumm. Flugzeuge am rauchfarbenen Himmel. Einige dumpfe Bombeneinschläge ziemlich weit weg.

Wohin marschieren wir? Jetzt schwenken wir mehr nach Süden ab und umrunden die Stadt am Rand. Kleine belaubte Kanäle: einer ist von einer Mauer gesäumt, auf die eine dichte Draperie von Grünpflanzen herabfällt. Auf der anderen Seite ein Grasbankett. Ein schlafendes Gewässer. Ich weiss nicht, warum, ich verspüre plötzlich eine unbändige Lust, alles «stehen zu lassen» und mich am Rand des Wassers unter den Bäumen hinzulegen, nah am friedlichen Wasser.

Begegnung mit einer ganzen Gruppe von Ärzten aus irgendeinem Divisionsdienst, die auf der Strasse Halt machen. Ich versuche herauszukriegen, wohin wir gehen. Trostlose Ignoranz und Indifferenz. In Dünkirchen haben die untätigen Gruppen in etwa die Haltung und die allgemeine Farbe einer Ansammlung von Freunden vor dem Totenhaus kurz vor dem Begräbnis. Unter ihnen mein Schulkamerad G., dem ich erfolgreich ein Stück Brot und ein Stück Fleisch abbettle. Man erwähnt mir gegenüber den «Admiral Nord», der angeblich den Standort kommandiert. Ich höre diesen Namen zum ersten Mal: Aufgrund meines entkräfteten Zustands, denke ich, finde ich diesen Kriegsnamen plötzlich sehr romantisch, er erinnert mich ein wenig an die Affäre um die «Herzogin von Berry».

Die erschöpften und ausgehungerten Männer treten in die Cafés, in die sie von den späten Gästen hineingerufen werden, und man muss ihnen ständig nachlaufen. Einige entkommen mir in die Hinter Räume, und man wird sie erst am Abend wiedersehen. Ich schiebe einen jämmerlichen Haufen vor mir her. Es ist unmöglich, sie im Griff zu behalten, sie zerrinnen mir zwischen den Fingern wie Wasser. Wir werden ständig abgehängt, und ich habe die grösste Mühe, in diesem Gassengewirr die Spur des Bataillons wiederzufinden.

Wir gehen auf völlig leeren Gassen an hohen fensterlosen Fabrikmauern vorbei. Es heisst, die Zivilisten leben seit acht Tagen in den Kellern. Eine Vision von de Chirico, die noch von dem dumpfen und verunsichernden Echo der Bomben verstärkt wird, die immer noch in weiter Ferne zu fallen scheinen und mit uns Versteck spielen. Ständiges Sirenengeheul. Am Ende der fernen Gassen schwebt ein grauer Nebel wie nach einem Brand. Diese fernen Bomben und diese mysteriöse Schläfrigkeit, wie merkwürdig: wie unbeholfene Schläge an das Tor des Dornröschenschlosses.

Der kleine Bahnhof von Coudekerque, eingerahmt von drei riesigen Bombentrichtern, zwischen denen das krumme Dreieck eines Gärtchens liegt.

In Rosendaei stossen wir wieder zum Tross des Bataillons, der in endloser Reihe auf der Strasse hält. Stumme Gesichter, die Männer schlagen die Füsse gegeneinander. Es wurde sichtlich in Eile und wild durcheinander geladen. Keiner weiss, wohin wir gehen. Auf der dicht mit Fahrzeugen vollgestellten Strasse pressen wir uns jedesmal, wenn Flugzeuge auftauchen, in die Nischen der fast überall geschlossenen Türen. Der allgemeine Eindruck ist der einer Evakuierung, wir werden uns einschiffen oder versuchen, uns einzuschiffen. Vielleicht nach England, wer weiss. Ich wechsele mit B. einige recht zynische Bemerkungen über diesen Saustall. Über-

rascht, bei diesem strengen und steifen Priester in etwa meinen Tonfall zu finden. Der Regen fällt in schweren Güssen und verstärkt den allgemeinen Eindruck der Niedergeschlagenheit. Und immer noch nichts zu essen.

Das Gerücht geht um, dass das Bataillon vor uns aufgebrochen ist. Wir schlängeln uns recht und schlecht an den Fahrzeugen vorbei und versuchen nachzukommen. Für uns besteht kein Zweifel daran, dass wir wie alle Richtung Meer gehen. Doch dem ist nicht so, jetzt schwenkt die Reihe vor uns nach Maloles-Bains ein und geht über Land nach Osten, von wo man Kanonen hört. Wir haben anscheinend das schlechte Los gezogen. Leb wohl Einschiffung. Wir marschieren auf Tétéghem zu.

Es ist nicht so sehr diese ärgerliche falsche Weichenstellung, die uns bestürzt, sondern der Gedanke, dass man ohne Marschpause mit leerem Magen weitermarschieren und Rosendaei und Malo den Rücken zukehren muss, die mit ihren intakten Häusern und der beinahe sicheren Gewissheit locken, dass es dort Essen gibt. Die trostlose Wut, ununterbrochen auf Männer zu stossen, die nach Dünkirchen zurückmarschieren. Ach, wir sind Pechvögel.

Auf der Strasse nach Tétéghem. Oh was für eine trostlose Landschaft, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde können. Hinter uns bedecken die Rauchschwaden von Dünkirchen, wo drei riesige Feuer brennen, ein Drittel des Himmels. Vor uns steigt aus dem Osten beinahe symbolisch ein apokalyptisches, tintenschwarzes Gewitter auf. Die kahle Ebene, die harte und traurige, vom Regen triefende Strasse. Und auf jeder Seite, regelmässig wie die Pylonen Ägyptens oder wie Graballeen in China, alle zwanzig Meter in den Graben gekippt, so weit das Auge reicht, die englischen Lastwägen wie eine Art immenser Portikus für die wilde Flucht. Das aufsteigende Gewitter und der leere Magen schärfen die Sinne

bis hin zum vagen Eindruck des Weltuntergangs. Der Regenschauer peitscht die Herde hart und panzert die Mäntel. Wir sind verstört, seelisch angeschlagen.

Zum Glück beschenkt mich die vorbeifahrende Feldküche mit einem kräftigen Stück Speck, das ich hinunterschlinge wie Manna. Der Kanonendonner scheint spürbar näherzurücken.

Wir treffen im strömendem Regen und von Kopf bis Fuss durchnässt in Tétéghem ein, und die ganze Kompanie drängt sich in einen nur dürrig mit Stroh versehenen Bretterschuppen, in dem der Gewitterhimmel eine Art Nacht erzeugt. Soldaten und Offiziere werfen sich bunt durcheinander direkt auf das Stroh und rangeln mit Ellbogen und Füßen. In fünf Minuten schnarchen alle, während einige Nachzügler versuchen, sich einen Platz zu sichern. Es muss vier Uhr am Nachmittag sein. Ich schlafe nicht oder kaum. Unter der Sintflut, die überall einsickert, und der schwefeligen Dunkelheit gemahnen die hingestreckten Körper an ein Floss der Medusa – ein Wrack jedenfalls, darüber besteht kein Zweifel. Eine Granate oder ein Brand in der Scheune würden diese Leiber, in denen jedes Atom ganz und gar eine Beute der Schwerkraft ist, nicht hochbringen.

Nach zwei Stunden trete ich hinaus und gehe zur Feldküche, die uns für heute Abend Kaffee und sogar Essen verspricht. Das Gewitter ist ausgebrochen – ein finsternes Schwefelband am Horizont.

In Tétéghem wimmelt es in einem unglaublichen Durcheinander von Truppen.

Neben unserem Bataillon oder dem, was noch von ihm übrig ist, sind da noch die Überreste des Stabs der Division und Elemente des S.F.E, Secteur fortifié des Flandres, dem wir nun angeblich angehören. Alle treten vage und recht still auf dem Hof der Schule auf der Stelle. Ich treffe Leutnant M. vom Stab der Division, meinen ehemaligen Schulkollegen vom Gymnasium in Nantes. Er teilt mir

einige Einzelheiten über die Irrwanderungen der Division mit. Das 65. Bataillon ist noch in den Waggonen auf dem Bahnhof von Desvres angegriffen und vernichtet oder gefangen genommen worden. Zwei Drittel der Artillerie der Division ebenfalls. Er denkt wie ich, dass wir vor Ablauf von achtundvierzig Stunden tot oder in Gefangenschaft sein werden. Unser Bataillon soll morgen früh an die Front. Wir besprechen alle diese Neuigkeiten leidenschaftslos und in einem vagen Zustand der Stumpfheit. Eine Art geschäftige Stumpfheit, diesen Eindruck vermittelt der Abend in Tétéghem. Die Überreste der Mechanik funktionieren weiter, wenn auch auf eine immer unwahrscheinlichere und beunruhigendere Art und Weise, etwa so wie sich das Rad eines Autos, das an eine Mauer geprallt ist, weiterdreht.

Es heisst, in Dünkirchen wird kein Brot mehr gebacken. Heute Nacht hat man die Fahne des Bataillons verbrannt.

Wir essen in einem Raum hinter der Küche im Halbdunkel zu Abend, Hauptmann C., G., L. und ich. Ein düsteres Abendessen. Müdigkeit und Beklommenheit. Wir lassen uns nicht darauf ein, den morgigen Tag zu erwähnen. Wir machen uns über «Mimile» (Hauptmann C.) lustig, der einen winzigen Kugelsplitter in die Wange abgekriegt hat, aber wir sind nicht zum Scherzen aufgelegt. Zum ersten Mal hat L. seine gute Laune verloren. «Dünkirchen ist mir an die Nieren gegangen», vertraut er uns mit finsterner Miene an.

Dann zurück zur Scheune für eine traumlose Nacht. Morgen? Und dennoch bleibt eine hartnäckige Hoffnung, gespeist aus der Phantasmagorie dieser wilden Flucht, dieser schlafwandlerischen Irrmärsche – die Hoffnung, die Welle zu durchstossen und in dieser Mauer, die auf uns zukommt, einen Riss zu finden. Die Hoffnung und die krampfhaft, wütende Überzeugung, aus diesem Tollhaus herauszukommen. Eine undefinierbare Ahnung sagt mir auch, dass

unsere Worte, hätten wir an diesem Abend ernsthaft gesprochen, nicht gerade protokollgerecht gewesen wären.

Zum Beispiel ob es sinnvoll ist, morgen mit dieser Truppe anzugreifen, die mit der Niederlage vollgesogen ist wie ein Schwamm mit Wasser? Diese Idee ist lachhaft, aber warum soll man sie auch denken? Zum Glück wird im Krieg die Phantasie immer bestraft – ich bin lange genug dabei, um wenigstens das begriffen zu haben. Und vielleicht schläft man gerade aufgrund dieser Gewissheit so gut, denn auch heute Nacht werde ich mich im tiefsten Schlaf suhlen. In Herz und Kopf bin ich so gut wie leer, ich schwebe: Die Hülle tut dies und jenes, marschiert und gibt Befehle, die, das muss man sagen, so entgegengenommen werden, wie sie erteilt wurden – alle tun so, als ob. Was bleibt, ist die vollständige Teilnahmslosigkeit an der Sache und die Ironie, die mir das Gefühl geben, am Leben zu sein. Was sind, was bedeuten alle diese Männer für mich? Die zum Grossteil schon gezeichnet sind – eine willenlose Herde, absurde Ameisen im aufgewühlten Ameisenhaufen – und für die ich weder eine Spur von Mitleid noch Sympathie empfinde.

Aus unserer hoffnungslosen Lage erwächst, anders als man hätte erwarten können, weder Gemeingefühl noch Herzlichkeit. Jeder zieht sich in sich selbst zurück, in seinen harten Kern, und vielleicht habe ich in keinem anderen Moment des Krieges bis zur Peinlichkeit gespürt, wie verlogen und hohl die Beziehungen zwischen Männern sind. Jeder ist allein. Na schön, dann soll es eben die Einsamkeit sein, umso besser!

29. MAI

Die Beziehungen zur Truppe sind unerträglich peinlich. Sie machen, wenn sie es können, einen Bogen um mich wie um einen Unglücksbringer und blicken einen an, als wollten sie sagen: «Schwätzer – du wirst schon sehen.» Dreissig Männer sind heute Abend erst nach sechs Stunden Verspätung zu uns gestossen. Haben sie sich verlaufen oder sind sie von den Schiffen abgewiesen worden? Sie erzählen uns ihre Geschichte nicht.

Abmarsch am Morgen. Wir hatten gedacht, zwischen den Deutschen und uns läge nicht mehr viel, was für ein Irrtum! Die Strasse füllt sich mit Gruppen, die nach Dünkirchen zurückfluten: Artillerie und Infanterie bunt durcheinander, alle Offiziere zu Fuss, ohne Fahrzeuge, manchmal ohne Gewehre – vollständig still. Kein Wort von einer Truppe zur andern, als wir an ihnen vorbeikommen.

Einen Kilometer hinter Tétéghem hält das Bataillon auf der Strasse nach Bergues in einer Gruppe kleiner, niedriger flämischer Bauernhöfe am Rand der Moeren. Wir wissen nicht, warum, um zu kämpfen oder um das verstopfte Tétéghem frei zu machen! Die Männer richten sich in dem Gewirr der winzigen Räume ein; oder verschwinden hinter den Hecken: es ist sehr schwierig, sie im Griff zu behalten. Man spürt, sie setzen sich lieber ein bisschen ab und lassen die Dinge auf sich zukommen.

Eine Stunde später kommt der Befehl an den Zug B. und an meinen, die Verteidigung der Brücke von Zycklin zu übernehmen. Wo befindet sich die Brücke von Zycklin? Seht, wie ihr zurecht kommt. Die Sammlung der zwei Züge ist keine Kleinigkeit. Kaum sind sie gruppiert, zerrinnen sie wieder wie ein Sandhaufen im Regen, wenn man sich auf die Suche nach den Nachzüglern macht. Es ist klar, dass die Männer mit ihrer Hoffnung und ihrem Mut am Ende

sind und einfach nicht mehr können. Sie zeigen einen besonderen Unwillen, Reihen zu bilden. Ist das das erste Anzeichen eines Willens zur Unabhängigkeit? Vielleicht erscheint ihnen diese Zeremonie *jetzt* ein wenig überflüssig.

Nach einer halben Stunde marschieren wir endlich auf der Strasse nach Bergues ab. Insgesamt fünfundvierzig Mann. Das ist eher mager.

Auf der Strasse wird es nun wirklich schlimm. Die vorhin noch schweigenden «Rückzügler» gehen jetzt stündlich schneller und zeigen immer unübersehbarer die Farben der wilden Flucht. Der Kanonendonner, der sehr spärlich wieder angefangen hat, ist jetzt nicht mehr weit entfernt. Schweissüberströmte, feindselige Gesichter, offene oder über die Schultern geworfene Mäntel, das Gewehr, das mit einem verärgerten Schulterzucken hochgerissen wird wie eine höchst unerwünschte Last, nun der sensibelste Punkt des Gepäcks. Mitten drin in diesem Saustall Engländer. Die Offiziere schweigen und senken den Blick. Aber die Männer schweigen jetzt nicht mehr, sie erkühnen sich angesichts unserer spärlichen Zahl. Bei den fünf- oder sechstausend Männern, an denen wir vorbeiziehen, löst unsere Truppe eine Welle von Spott oder gar Beschimpfungen aus: «Wo wollt ihr denn hin, Jungs? – Die Deutschen sind eine Viertelstunde entfernt! Ihr werdet doch nicht in den Tod laufen! Ist der da nicht total verrückt!?» (das ist offenkundig an meine Wenigkeit gerichtet). In den Reihen protestiert kein einziger Offizier oder versucht, sie zum Schweigen zu bringen.

Hinter mir – ich wage es nicht, mich umzudrehen und meine Truppe, die wohl keine Augenweide ist, mit verhaltener Wut anzustrahlen – spüre ich, scheint mir, Meter um Meter, wie jedes Wort ein Loch in den Zug schlägt, ganz so wie eine Kugel ins Fleisch. Die Männer sagen kein Wort, sie atmen bloss schwer. Was soll ich

sagen? Was soll ich tun? Auf der einen Seite fünftausend Männer, die sich in Sicherheit bringen, und auf der anderen vierzig, die «vorrücken»: Es ist nicht von der Hand zu weisen, wie es so schön heisst, die Gewichte sind nicht gleich verteilt. Man könnte nur eines tun, um jeden Preis querfeldein das Weite suchen, wie man vor der Cholera flieht. Aber die Moeren stehen auf beiden Seiten der Strasse unter Wasser. B. geht vor mir an der Spitze seines Zuges mit seinem wiegenden und zwanglosen Gang und krümmt leicht den Rücken. Nicht sehen, nicht hören und schnell marschieren – denn der geringste Halt würde eine verhängnisvolle Vermischung der beiden Truppen bewirken –, was anderes bleibt uns offenkundig nicht über. Aber gestehen wir es, eine Stunde lang ist das eine ganz schöne Qual. Einer der schlimmsten Momente meines Lebens.

Es gilt die Brücke von Zycklin zu finden. In diesem Haufen Auskünfte zu suchen, ist nutzlos. Doch da ist ein Stück weiter in einem Bauernhof links von der Strasse der Befehlsstand unseres dritten Bataillons. B. und ich halten die Züge auf der Strasse, übergeben sie einem Unteroffizier (ein unverzeihlicher Fehler in diesem Moment) und betreten die Befehlsstelle, die nur hundert Meter von der Strasse entfernt ist. Kommandant C., der über Karten verfügt, informiert uns recht und schlecht. Die Brücke ist nicht weit weg, kaum drei Kilometer in Richtung Bergues.

Vier heftige Explosionen auf der Strasse zweihundert Meter hinter uns. Wahrscheinlich 150er. Aber ein seltsames Geräusch wie von Galopp auf den Kieselsteinen lässt B. und mich eiligst zu unseren Zügen zurückkehren.

Keine Züge mehr und von dem Haufen, der die Strasse verstopfte, kein Mensch mehr. Die (vielleicht) fünfhundert Männer, die vor dreissig Sekunden die Strasse hielten, haben sich in einem irren Galopp aus dem Staub gemacht, sie hetzen querfeldein, sie hetzen ins

Wasser der Moeren und sie hetzen übrigens genau in die Richtung, aus der die Artillerie schoss. Eine so vollständige, so totale und so heillose Panik war für mich unvorstellbar. Unsere Truppe hatte offensichtlich seit langen Minuten mehr als genug.

Uns bleibt *ein* Mann: ein hochgewachsener Kerl, übrigens grün vor Angst, der sich in den Graben geworfen hat. B. und ich sehen einander mit eher kläglicher Miene an und sind vor allem fürchterlich gekränkt darüber, dass das neben dem dritten Bataillon passiert, von dem aus man uns sehen kann. Unser erster Reflex besteht darin, unseren Fliehenden nachzulaufen, aber dann weise ich B. daraufhin, dass wir ihren schönen Eifer noch verstärken werden, wenn wir in dieselbe Richtung laufen, denn sie werden glauben, dass auch wir davonlaufen und sie bloss einen Vorsprung haben. Am besten, wir gehen weiter Richtung Zycklin, ohne uns umzudrehen: wenn sie sich wieder zusammenreissen, können sie zu uns stossen. Was sollten wir sonst mit ihnen anfangen? Ich muss sagen, dass uns beide die kleine Komödie des morgentlichen Antretens schon ganz schön nervös gemacht hatte und wir uns im Grunde ziemlich schrecklich erleichtert fühlen. Offizier ohne Truppe: was für ein uneingestandener Traum für jeden von uns in diesem Moment.

Ja, wir atmen auf. Jetzt ist wenigstens die Strasse von diesem menschlichen Schlamm von vorhin gesäubert, gegen den ich immer noch eine ohnmächtige Wut in mir fühle. Gute Reise, und mögen die Granaten euch bis zu euren Schiffen den Arsch heiss machen! Auch keine Spur von den Deutschen, weder «fünf Minuten von uns» noch «eine Viertelstunde von uns», wie die Flüchtlinge vorhin sagten. Wir marschieren auf einer kleinen blumenbestandenen kurvenreichen Strasse und kommen an einer Schenke mit dem poetischen Namen Notre Dame des Neiges vorbei. Eindruck eines

sehr schlichten Morgenspaziergangs in Begleitung einer einzigen Zofe.

Die Brücke von Zycklin, die die letzte Station unserer Odyssee sein wird. Ein kleiner flämischer Kanal, der Kanal de la Haute-Colme, über den eine jetzt hochgezogene Zugbrücke führt: die Brücke von Zycklin. Auf dieser Seite des Kanals vier oder fünf niedrige Häuser mit kleinen Gärten und ein paar Bäumen. Gegenüber am Rand des Wassers das Dorf Hoymille, deren Kirche fünfzig Meter von uns entfernt eine Art Sackgasse in der Verlängerung der Zugbrücke abschliesst. Die eng stehenden Häuser von Hoymille verstellen die Sicht, aber rechts errät man die Bäume der Festungsmauern und die Kirchtürme von Bergues in einem Kilometer Entfernung.

Hier warten ein Leutnant und ein Unteroffizier der Kavallerie mit einem Wagen auf uns. Er ist überrascht, dass wir nicht zahlreicher sind, und ein wenig verlegen, und wir erklären ihm, dass unsere Truppe «weiter weg» ist. Sie haben es eilig: man erwartet sie in Zuydcoote, wo es irgendetwas zu sprengen gibt. Der Leutnant erklärt uns, dass die Brücke vermint ist und auf keinen Fall gesenkt werden darf, ausser auf Befehl des S.EE Sehr klar und ruhig informiert er uns über die Zündvorrichtung, die zwei Kabel führen ins Klo des Schleusenwärters, wo sie geschützt sind. Man braucht nur hundert Meter zu laufen, um die Trümmer zu vermeiden. Das war's auch schon, Guten Abend und ab geht's mit Volldampf. Ärgerlich ist nur, dass wir nicht wissen, wann wir die Brücke sprengen sollen. Sofortige Entsendung unseres brillanten Adjutanten, um die Befehle des Majors einzuholen. Wird er zurückkommen?

In der Zwischenzeit gehen B. und ich am Kanal auf und ab. Auf dem Kai gegenüber ziehen Fetzen des Rückzugs vorbei, dubiose Elemente, die sich von der Hauptstrasse abgesetzt haben, um sich in die Büsche zu schlagen. Wir schicken sie mit lauter Stimme nach «Schaep Brugge» sechshundert Meter weiter, wo die Hauptstrasse

den Kanal überquert. Aber es ist ersichtlich, dass uns viele nicht glauben – sie diskutieren und sprechen sich ab, sehen uns über den Kanal hinweg schief an und sind, denke ich, überzeugt, dass wir die Brücke hochgezogen haben, um sie zu zwingen, auf der anderen Seite zu bleiben. Die Lage spitzt sich übrigens rasch zu. Nachdem uns ein Erhitzter (grosszügig auf das gesamte Offizierskorps ausgedehnte) Beschimpfungen zugebrüllt hat, fordert er uns auf, die Brücke zu senken, wobei er mit drohender Miene sein Gewehr auf uns richtet. Der Schweiss tropft von ihm ab, er ist ausser sich und spuckt, zuckt dann die Schultern und setzt resigniert seinen Weg fort. Zum Glück sind die Franzosen keine guten Schwimmer. Aber ein wenig später werfen drei Engländer, nachdem sie unsere Erklärungen mit einer Haltung völliger Ungläubigkeit angehört haben, ihre Gewehre weg und schwimmen über den Kanal. Wir fürchten eine Zeit lang, dass unser Brückenkopf grotesk belagert wird, denn der Andrang und das Getuschel nehmen kein Ende. Es liegt auf der Hand, dass für alle auf der anderen Seite die Offiziersuniform bereits den Verdacht auf Niedertracht nahelegt.

Da sie letztlich nicht herüberkönnen, ist es auch nutzlos, mit ihnen zu verhandeln. Wir kehren ziemlich irritiert in das Haus des Schleusenwärters zurück und haben es eilig, mit dieser armen Brücke Schluss zu machen. Schliesslich kommt unser Mann mit einem recht zweideutigen Schreiben des Majors, das uns jedoch die Erlaubnis zur Sprengung erteilt.

Ich zünde die Zündschnur an (vermutlich eine langsam brennende Schnur) und bete zum Himmel, dass es gut gehe, dann laufen wir und legen uns in einen Graben. Die Explosion ist recht majestätisch und hebt einige Dächer ab. Ich empfinde eine äusserste, kindliche Lust.

Und jetzt, was tun wir jetzt? Wir können doch nicht zu zweit hierbleiben und diesen Brückenkopf verteidigen. Da nichts kommt, be-

schliessen B. und ich, zum Befehlsstand des Bataillons zurückzukehren, um die Lage zu erklären und um zu versuchen, unsere Leute wieder aufzutreiben. Es hat keinen Sinn, etwas anderes zu tun.

Einige Granatensalven nicht sehr weit weg auf unserer Strasse. Drei Engländer, die querfeldein laufen, legen ordentlich zu, als sie die Explosionen hören. Einer von ihnen, kurzatmig und mit verbundenem Kopf, wirft mir im Vorbeilaufen einen Blick zu, wie ihn gehetzte Büffel wechseln, und in dem nichts spezifisch Angelsächsisches mehr liegt. Die Haltung der Engländer unterscheidet sich ziemlich von der der unsrigen in diesem Abenteuer. Auf der Strasse des Rückzugs vorhin waren die paar englischen Lastwagenfahrer mitten in der jämmerlichen Herde die einzigen, die manchmal gelächelt und uns im Vorbeifahren zugezwinkert hatten, wobei sie als Zeichen dafür, denke ich, dass sie an den Sieg glaubten, den gestreckten Daumen zeigten. Das war immerhin etwas. Hingegen bemerke ich, dass sie ihre Gewehre und ihre Ausrüstung mit verblüffender Zwanglosigkeit loswerden. Vielleicht weil sie als Ersatz eine Insel haben und damit die Vorstellung, dass das alles nicht irreparabel sei. Sie «erholen sich» vielleicht schneller als die unsrigen, nach den Granaten sieht man, dass sie schneller auf die Beine kommen und ganz aufrecht weitermarschieren, was die Franzosen wild macht, weil sie überzeugt sind, dass sie so «geortet» werden. Die Nähe einer englischen Truppe erkennt man auch daran (zumindest haben wir diesen Eindruck), dass ständig Detonationen von ihr ausgehen, man weiss nicht, für wen oder warum. Das ist sehr irritierend.

Wir kommen mit eher hängendem Kopf zum Bataillon zurück. Der Hauptmann und stellvertretende Bataillonskommandant, den wir auf der Strasse treffen, glaubt, dass wir einen Anschiss kriegen werden. Wir erzählen dem Hauptmann ehrlich unsere Geschichte.

Aber er scheint sich der Lage sehr bewusst zu sein: Zwei Drittel unserer Fliehenden haben beim Bataillon angehalten, aber die andern sind wahrscheinlich bis nach Dünkirchen weitergelaufen. Wir erstellen sofort die Liste, um sie als Überläufer einzutragen. Sie sind reif für das Erschiessungspeloton, aber in der Lage, in der wir uns befinden, können sie wohl noch lange frei herumlaufen.

Ich nehme davon Abstand, meiner Truppe eine «gepfefferte Rede» zu halten, weil ich denke, dass sich die Sache von selbst versteht und es genügt, ihnen zu sagen, dass sie sich wie Schweinehunde benommen haben. Der Rede würde es übrigens an Überzeugung mangeln, und kann ich in dieser Stimmung des Entsetzens und des Desasters in allen Fällen für mich selbst bürgen? Wer kann das? Eine Frage des Glücks, des Moments. Hätte ich mich auf der Strasse befunden in diesem plötzlichen Losstürmen, wer hätte sagen können, dass ich nicht auch fünfzig Meter gelaufen wäre, bevor ich mich eines Besseren besonnen hätte.

Wir brechen wieder nach Hoymille auf. Hängenden Hauptes, eher schweigsam. Die Männer folgen ohne zu meckern. Es ist jedoch offenkundig, dass etwas nicht stimmt. Sie können nicht lange damit zurückhalten – ich denke, sie sind trotz allem ein wenig stolz darauf, sich nur zur Hälfte aus dem Staub gemacht zu haben – und wir erfahren unschwer, welche von ihnen schon lange zuvor zur Flucht entschlossen waren. Als allererster K., wie leicht zu vermuten war. Sie hatten ihre Chance am Vorabend verpasst, als wir Dünkirchen durchquert haben.

Wir begegnen auf der Strasse Oberst C., den ich als Studienleiter in Saint-Maixent gekannt habe, jetzt ist er einer der Köpfe des Secteur fortifié des Flandres. Winziger und tauber als je zuvor, wiederholt er seine «wie? wie?» mit leicht verdutzter Miene. Komisch, hier auf diesen wackeren militärischen Büromenschen in mehr als kniehohen Stiefeln zu stossen. Der Glückspilz: Er hört die Granaten nicht.

Wir bringen unsere Truppe in Aufstellung. Da die Häuser von Hoymille jenseits des Kanals vollständig die Sicht verstellen, stellen wir uns zweihundert Meter weiter hinten auf, sodass wir das sehr niedrige Ufer auf der anderen Seite beschiessen können. Doch diese Anordnung scheint einem Hauptmann des S.F.E, der die Lage inspiziert, nicht zu gefallen. Er postiert sich auf der Strasse und brüllt einige theatralische Sätze. «Die Verteidigung des Kanals erfolgt am Kanal» (ich werde später erfahren, dass der Feind angeblich über die Maas gesetzt hat, weil manche Truppen in zu grosser Entfernung vom Fluss aufgestellt waren). Doch es liegt auf der Hand, dass es hier schwachsinnig ist, und B. und ich sind ausser uns. Wir kleben unsere Truppen an das kahle Ufer, das dreissig Meter gegenüber von den Hausmauern überragt wird. Es steht fest, dass die Deutschen, wenn sie nach Hoymille kommen (wir werden sie nicht sehen können), auf die Dächer und hinter die Fenster klettern und uns unter heftigen Beschuss nehmen werden.

Ich habe mir die Visage dieses Hauptmanns, der mechanisch wie auf einem Kasernenhof brüllte, um diese «Straffung der Disziplin» zu erreichen, genau angesehen. Es ist nichts dahinter, *nichts*. Man hätte Lust mit einer Nadel hineinzustechen wie bei einer Puppe, um zu sehen, ob ein Ton herauskommt. Und genau das ist das Höllische an unserer Lage, die schon materiell so unbequem ist. Alles ist falsch, jeder spürt es, alles ist nur Schein, jeder tut «als ob». Imitiert die Gesten und die Befehle, die die Tradition einer «heroischen Verteidigung» vorschreibt. Erteilt den Befehl, sich auf der Stelle töten zu lassen oder diese oder jene unmögliche Mission auszuführen (das sind jetzt fast alle), wobei ihm die Seele genauso anschwillt, als unterschriebe er Akten in seinem Büro in der Kaserne. Und übergibt sich dann brav den Deutschen in Dünkirchen, wenn alle Gesten der «heroischen Verteidigung» in der akademischsten Reihenfolge ausgeführt sein werden. Ist das eine Verleumdung?

Keine Spur davon. Es ist so wahr, dass man, um nur ja nichts zu vergessen, mit unanständiger Eile mit genau diesen Gesten beginnt, die am falschesten, am nutzlosesten und am konventionellsten sind (wie das zeremonielle Verbrennen der Fahne), aber «dekorativ» und bedeutungsschwer wirken. Das erzeugt die gleiche entsetzliche Peinlichkeit wie eine Messe, die von einem Atheisten abgehalten wird.

Nichts Authentisches wird aus diesem Krieg hervorgegangen sein, nichts als die äusserst groteske und detailgetreue Nachäffung von 1870 und 1914. Vielleicht mit der vagen Hoffnung auf eine magische Beschwörung. Aber ich kann sagen, dass wir nur ein Stück Stoff verbrannt haben und keiner im Bataillon eine Träne vergossen hat.

Wir sind erstickt in den letzten Tagen in Dünkirchen, aber nicht so sehr an der Angst, als an der Verzweiflung darüber, bis zum Ende kein einziges wahres Wort zu hören, keine Gefühlsäusserung, die durch ein wirkliches Gefühl gedeckt wäre. Ich habe später, nach meiner Rückkehr, in *Le Solstice de Juin* die Eindrücke Montherlants gelesen, als er im Rundfunk die letzte Rede von Reynaud gehört hat. Sie gehen zu hart mit den Zivilisten ins Gericht, Monsieur Montherlant. Alle Anführer, die ich in Dünkirchen gesehen habe, schwangen Reden wie Reynaud, nur eben in voller Montur. Ich habe seither nie daran denken können ohne zu lachen, aber ich gebe zu, dass damals das Lachen ein bitteres war.

In Zycklin ist unser Brückenkopf schlagkräftiger geworden. Ein Hotchkiss-Panzer steht nun auf jeder Seite quer zur zerstörten Brücke. Sie sind mit Laub getarnt und sollen, so denke ich, als Bunker dienen. B. richtet sich fünfzig Meter rechts von mir in einer Art Schulhaus ein. Die Artillerie muss sich auf Hoymille eingeschossen haben, denn anstelle der Kirchturmuhre ist seit heute früh ein gähnendes Loch. Das verheisst uns wenigstens eine Unterstützung durch die Artillerie.

Ich richte mich in einem niedrigen Haus links von der Strasse ein. Ein kleines Backsteinhaus: drei Räume unter einem Dachboden. Davor bildet eine Art Scheune, die den Blick zum Kanal verstellt, den Querbalken eines T. Zwischen dem Haus und dem Kanal stehen kleine Anbauten und Schuppen, die Schutz bieten können. Am Kanal entlang eine Art schütterer Obstgarten, in dem wir schon begonnen haben, individuelle Löcher zu graben. Hier stelle ich am Rand der Böschung meine zwei MGs auf, und zwar so, dass ich den Kanal der Länge nach beschiessen kann.

Im Haus beendet die Familie sehr friedlich ihr Mittagessen, und während ich mich vorstelle, bettle ich zwanglos um ein Stück Brot, denn wir hatten noch immer keine Essensausgabe, und ich habe seit heute früh nichts gegessen.

Ich erschrecke die Familie so gut ich kann, denn sie stört uns, und das kleine Esszimmer würde eine gute Kantine abgeben. Am Nachmittag zieht sie nach Notre Dame des Neiges um. Ein wenig später berichten mir meine Leute den bösen Klatsch, der über sie im Dorf umgeht. Diese Leute sollen «Österreicher» sein, zumindest die Frau. Woraufhin ich übereifrig eine Meldung ans Bataillon schicke, damit man diese Verdächtigen überwachen lässt.

Ich hatte zunächst ein bereits halb gegrabenes individuelles Loch unter einem Apfelbaum zu meinem Domizil erkoren, aber dieser Baum ist mir nicht geheuer. Ich weiss, dass die deutschen Granaten bei der Berührung mit dem geringsten Zweig explodieren, und richte mich vorläufig in der Scheune ein. Ich werde es nicht zu bereuen haben. In einem Kartoffelbeet hebe ich ein geladenes englisches Gewehr auf und behalte es, die Erinnerung an Bourbourg hat mich vorsichtig gemacht. Mit einem englischen Gewehr habe ich die einzigen «seriösen» Schüsse meines Lebens abgefeuert (wozu habe ich also die Instruktionen für das Schiessen mit Handfeuerwaffen gebüffelt!).

Ich tendiere immer zur Gereiztheit und andauernd geht mir alles gegen den Strich.

Die Engländer sind übrigens unsere Vorsehung. Ich erfahre von meinen Leuten, die immer schnell auf dem Laufenden sind, dass vor Schaep Brugge ein sehr gut ausgestatteter Friedhof von englischen Lastwägen liegt, und ich schicke eine Handvoll Marodeure aus. Sie bringen einige Lebensmittel zurück, massenweise runde Metalldosen mit «Craven A», die hier wie Manna begrüsst werden, und ein 25er Geschütz in gutem Zustand mit Geschossen. Es fehlen nur die Drähte für die Visiereinrichtung, aber wir werden es trotzdem verwenden können.

30. MAI

Der Brückenkopf wird nach und nach ausgebaut. Dreihundert Meter links von mir sichert der Zug G. in einem kleinen Bauernhof das Ufer. Diesmal bilden wir wenigstens eine Art Linie. Hinter B. Richtung Bergues stehen die «Arbeiter» an der Front, die allerdings nur ein Gewehr für drei haben. Zwei Männer und ein Hauptmann werden mir von der Fliegerabwehr geschickt, um unser Geschütz zu manövrieren. Einer von ihnen sehr grossspurig, er sagt mir, er habe sich von den Maschinengewehrschützen entfernen wollen, weil die untereinander beschlossen hätten, nicht mehr zu schiessen.

Zweihundert Meter hinter uns hebt eine kleine englische Truppe Schützengräben aus.

Kommen und Gehen von links und rechts. Ich setze mich mit B. und den Engländern in Verbindung. Sonniger und ruhiger Nachmittag. Keinerlei Anzeichen für das Näherrücken der Deutschen.

Am Abend ist die Stimmung ziemlich aufmunternd. Man bringt uns endlich Lebensmittel: Wein und einen riesigen Sack mit gekochten Kartoffeln. Natürlich kein Brot. Die Moral der Truppen verbessert sich mit dieser Lieferung sprunghaft. Die zwei Panzerleutnants sind recht nett: Beide haben kurz nach mir Saint-Maixent absolviert, wir plaudern über gemeinsame Bekannte. Einer ihrer Mechaniker, ein kleiner Blonder, kocht sehr gut, und da es im Haus Konserven mit Erbsen und Pilzen gibt und eine halbe Flasche Chartreuse, bereiten wir uns ein ausgezeichnetes Essen zu. Es gibt sogar ein Grammophon und einige Schallplatten, die nunmehr pausenlos in der Küche gespielt werden und unsere Einrichtung wie ein Tanzlokal im Freien am Ufer der Marne wirken lassen.

Diese schwachsinnige Musik wird für uns sehr bald zu einem körperlichen Bedürfnis werden. «Dans ma péniche ... au pont de Saint-Cloud»: wir können uns nicht satt hören an ihr. Sie erzeugt eine vage Fieberhaftigkeit; den Ansatz eines Taumels, der uns über die Stunden hinwegleiten lässt. Ein herzliches und angenehmes Abendessen und ein reizvoller Ausklang des Abends: der Himmel ist von grosser Sanftheit. Diese Männer aus den Panzern sind äusserst nett und geschickt, und mein Status als ausgebildeter Offizier der Reserve bringt mir eine grosse Wertschätzung ihrerseits ein. Letztlich sind wir jung und bei bester Gesundheit, und das Unbekannte, das vor uns liegt, lockt uns trotz allem ein wenig, vorausgesetzt wir treten ihm nicht unter den schlimmsten Bedingungen entgegen.

Man meldet mir, dass ein halbes Dutzend Engländer über den Kanal geschwommen und nun im Haus des Schleusenwärters ist. Ich gehe hin. Im ersten Stock finde ich fünf klatschnasse Engländer, die gerade das Zimmer durchsuchen und die Schränke aufreissen. Drei oder vier sind schon in Zivilkleidung und putzen jetzt ihre Gewehre. Ich richte mich an den Anführer, der wohl ein Gefreiter ist,

und versuche ihm zu erklären, wie nachteilig es in diesem Augenblick sein kann, als Freischärler erwischt zu werden. Er scheint nicht zu begreifen, worauf ich hinauswill, verspricht mir aber, dass sie ihre Uniformen wieder anziehen werden. Aber es steht fest, dass es in ihren Augen stumpfsinnig ist, es sich nicht so bequem wie möglich zu machen, da sie doch durchnässt sind.

Da die Gefahr nicht unmittelbar bevorzustehen scheint, richte ich mich für die Nacht in der Scheune ein, wo es Stroh gibt, und empfehle den Spähern, die Augen offen zu halten. Die Panzersoldaten schlafen im Sitzen auf ihrem Gefechtposten, auf ihrem kleinen Sattel. Das ist wohl nicht sehr bequem.

S. weckt mich in der Nacht. Er kommt von der Befehlsstelle der Kompanie und wird am anderen Ufer des Kanals bis nach Bergues patrouillieren. Wir legen die Uhrzeit für seine Rückkehr fest, um nicht irrtümlich zu feuern. Bei seiner Rückkehr sagt er mir, dass er in Bergues einen Bataillonschef der Pioniere angetroffen hat, der die Stellung zu kommandieren scheint – höchst überrascht und erfreut zu erfahren, dass es neben ihm Truppen gibt, die ihm Rückhalt geben. Noch keine Deutschen in der Nähe.

31. MAI

Ruhiger Vormittag. Die englische Truppe, die hinter uns ihre Erdarbeiten machte, ist in der Nacht verschwunden, desgleichen die Verkleideten von der Schleuse. Auf dem Weg zu B. im benachbarten Zug begegne ich einer Reihe von «Arbeitern», die man rechts von uns in Stellung gebracht hatte. Der Leutnant, der sie kommandiert (nach seinem Kriegskreuz und seiner Ehrenlegion zu schließen, hat er auch den anderen Krieg mitgemacht), erklärt mir, dass

er mit Männern, die sich zu dritt ein Gewehr teilen und die nicht «dafür gemacht» sind, keinen Sektor halten kann. Er beschliesst also, mit ihnen abzuziehen und Befehle einzuholen. An sich ist das vielleicht nicht so unvernünftig, aber wenn alle «alles stehen lassen» und es ihm nachtun? Ich hatte mir die Offiziere des Ersten Weltkriegs aus einem anderen Holz geschnitzt vorgestellt.

Die Engländer sind weg, die Arbeiter sind weg, wir werden wirklich immer weniger. Ich werde wieder düsterer. Unmöglich, sich nicht deprimiert zu fühlen, wenn man mitansieht, wie eine Truppe die Linien verlässt.

Ich plaudere ein wenig mit meinen Männern rund um den Sack mit den gekochten Kartoffeln. Die Mannschaft des Fliegerabwehrgeschützes ist nett und sehr wacker und nur darauf aus zu kämpfen, sogar ohne Visiereinrichtung.

Am frühen Nachmittag kommt ein Schreiben vom Bataillon, das uns auffordert, an unsere Familien zu schreiben, da ein französisches Torpedoboot die Post mitnehmen wird. Das klingt nach Zigarette und Glas Rum, ist aber gut gemeint. Da ist sie, die Gelegenheit, den «letzten Brief» zu schreiben. Warum soll man es nicht aussprechen? Ich würde gern darauf verzichten und schreibe widerwillig. Man müsste allzu viele Mauern durchstossen, um sich begreiflich zu machen. Schliesslich schicke ich nur einige materielle Einzelheiten über unseren Feldzug und hebe die Episode mit der Pistole hervor, die mir glorreich erscheint oder jedenfalls imstande, Eindruck zu machen. Ich deute an, dass wir «mittendrin sind», ohne es näher zu erklären. Ich fühle mich entsetzlich einfallslos. Jetzt sind die Briefe weg, und wir sind im Grunde erleichtert. Wir schalten das Grammophon wieder ein.

Ein Mann behauptet, er habe in einem benachbarten Rathaus eine Verlautbarung von Admiral Nord aushängen sehen, in der es heisst, die Franzosen seien in Köln und Koblenz einmarschiert. Die Neu-

igkeit wird nur mit Skepsis und, merkwürdigerweise, vor allem mit Gleichgültigkeit aufgenommen. Wir reden nicht einmal darüber.

Stukas, die über Bergues zu kreisen beginnen, diesmal wirklich in unserer Nähe, und deren Bomben die Mauern des Hauses zittern lassen. Das müssen wohl die Befestigungsanlagen sein. Ein schlechtes Vorzeichen. Unversehens kehrt diese leichte Fiebrigkeit zurück, die seit gestern verschwunden war. Wieder einmal klettert etwas in uns auf eine höhere Stufe. Eine kleine Leere unterhalb des Magens und ein leichtes Zusammenziehen an den Schläfen.

Seit dem Morgen ziehen auf der grossen Strasse von Schaep Brugge immer weniger Nachzügler und «Rückzügler» vorüber. Jetzt kommt überhaupt niemand mehr, und die Strasse liegt leer und, jetzt, da die Stukas weg sind, in grosser Stille unter der Sonne da. Nur einige Plünderer machen sich noch bei den englischen Lastwägen auf der anderen Seite des Wassers zu schaffen. Diese Mulde, die der Welle vorangeht und von Sekunde zu Sekunde tiefer und tiefer wird, zieht sich auf eine Art und Weise hin, die mir endlos erscheint. Die Nerven spannen sich unwillkürlich an angesichts dieser plötzlichen Leere. Man möchte sich beinahe lieber an irgendeine präzise Gefahr klammern. Die Sonne brennt nieder. Die Feierlichkeit dieser Stille, hinter der das Unbekannte vorrückt, das jeder zu begreifen scheint, denn alle Blicke sind auf die andere Seite gerichtet.

Einen Kilometer uns gegenüber knallt eine Maschinengewehrsalve los und lässt die letzten Plünderer über die Brücke flattern wie einen Schwarm Spatzen. Dann Stille. *Sie* sind da!

Vor uns bildet das Gelände jenseits des Kanals Richtung Osten einen sehr sanften, von Bäumen unterbrochenen Abhang: das ist der Beginn des Houtlands. Zwei Kilometer von uns säumt ein stattlicher flämischer Bauernhof am Ende eines grossen Feldes die Strasse. An die fünfzig deutsche Fahrzeuge kommen ungeniert unter lau-

tem Motorenlärm bis dorthin und richten sich ein, ohne sich dabei mehr zu verstecken als bei einer Übung. Zu weit für uns, aber wir drängen den Beobachter, die Artillerie anzufordern. Es heisst, das geht ihn nichts an. Haben wir übrigens eine Artillerie?

Die Zeit verstreicht, und wir werden nervös, denn in unserer blöden Stellung versperren uns die Häuser von Hoymille jede Sicht zwischen dem fernen Bauernhof und dem Kanal, und die Deutschen könnten bis auf dreissig Meter Entfernung näher rücken, ohne dass wir sie sehen. Der Beobachter oben auf seiner Mauer meldet, dass zwei Panzer querfeldein auf Hoymille zuhalten, zweihundert Meter von uns entfernt. Tatsächlich fliegen Leuchtgranaten hinter uns in Feuerlinien quer durch die Bäume und suchen ihr Ziel weit hinten. Nach einigen Bewegungen wenden die Panzer. Zum Glück hat niemand geantwortet, es ist klar, dass man uns zwingen will, aus der Deckung herauszutreten.

Ich werde in die Kantine gerufen (die zugleich mein Befehlsstand ist), wo uns der Feldgeistliche der Division einen Besuch abstattet. Ein einfacher und gewissenhafter Mann mit einem schönen bretonischen Gesicht, für den ich Achtung empfinde. Er entschuldigt sich dafür, mich in meinen kriegerischen Arbeiten zu stören, und fragt mich, ob er in meiner Einheit gebraucht wird – aber die Panzergranaten werden in diesem Moment immer zahlreicher, ich sehe, dass er fürchtet, uns zu stören, und kürze ab. Ich lasse ihm ein Konservenessen servieren, dann verabschiedet er sich, nachdem er sich vergewissert hat, dass ich keinen Verwundeten habe. Er wird nun sein Glück beim dritten Bataillon zu unserer Linken versuchen und geht unter den Leuchtgranaten seelenruhig davon. Das Gramophon bellt wütend in unserem Hof:

«Tchi, tchi, tchi! Ce n'est qu'une sérénade
Tchi, tchi, tchi! sérénade sans espoir ...»

und übertönt unschwer die nicht sehr lauten Explosionen. Man muss es bis nach Bergues hören! Und die Deutschen fragen sich sicher, was das bedeutet. Doch auf die Gefahr hin, geortet zu werden, kurbeln wir das Gerät inmitten einer fieberhaften Erregung wieder und wieder an, in der Vorstellung, dass wir, wenn schon nichts anderes, den Leuten gegenüber wenigstens dieses Gebell ins Gesicht schleudern. Erst in diesem Krieg musste man mitansehen, wie eine Armee ohne Signalthorn ins Feld zieht. Also leisten wir uns diesen jämmerlichen Ersatz, der uns immerhin wieder Mut einflösst.

Dieses Grammophon, das pausenlos in einem leeren Hof – denn alle liegen flach ausgestreckt in ihren Löchern – unter den Leuchtschrauben in der glühenden Sonne und in der Reglosigkeit vor sich spielt, man könnte meinen, ein Bild von de Chirico, eine Welt, die überschnappt und sich zur obszönen Grimasse eines Irren verzerrt. Das Herz hüpfte in einer Art besorgten Jubels.

Auf den Feldern, die rund um Warhem liegen, links vom Bauernhof, tritt nun eine deutsche Batterie in Aktion. Ohne Deckung, zwei Kilometer von uns entfernt. Eins, zwei, drei vier – eins, zwei, drei, vier, nacheinander leuchten die kleinen Lichter auf. Es ist verunsichernd mitanzusehen, wie die Artillerie sich so nah aufstellt! Die Granaten sind übrigens nicht für uns. Ja, sie sind sich ihrer Sache sicher.

Die Aktion wird bei Einbruch der Dunkelheit schwächer, aber wir bleiben auf der Hut. Besuch des Kommandanten und von Leutnant G., die unsere Stellungen inspizieren. Man verspricht uns Handgranaten zu schicken, die dringend benötigt werden.

Einer der Panzerleutnants wird abgezogen und bricht nach Z. auf, aber er lässt uns seinen Panzer, dessen Kommando Unteroffizier Sch. übernimmt.

Ich verdopple die Zahl der Späher und ziehe mich für die Nacht in

den Keller des Hauses zurück, der mir sicherer erscheint als die Scheune. Ein schlechter Keller unter einem einfachen Bretterboden, aber immerhin unterhalb der Erde. Da stehen Flaschenregale aus Zement, die vor Splittern schützen könnten.

1. JUNI

Die Nacht wird von zwei Besuchen unterbrochen: einem von B. vom Kommandozug, der mir Raketen bringt, um Artilleriefuer anzufordern, falls die Deutschen den Kanal überschreiten sollten. Aber er muss sich täuschen, das Kommando über den Stützpunkt fällt dem Ältesten und damit Bo. zu. Ich lasse ihm die Raketen bringen. Dann vor Tagesanbruch ein Schreiben des Majors, der mir befiehlt, die Männer in den Häusern aufzustellen, damit sie nicht vom Beschuss von Hoymille festgenagelt werden, falls die Deutschen dort eindringen. Endlich hat man kapiert!

Ich verlege mein MG vom Ufer weg und stelle es im ersten Stock des von den Engländern geräumten Schleusenwärterhauses auf. Das andere ist mit mir im Keller, das Kellerfenster bietet uns ein gutes Schussfeld auf die Wiesen am Ufer des Kanals.

Im Morgengrauen erneuter Besuch des Kommandanten, der sich vergewissert, dass die Massnahmen getroffen wurden. Er hat sich in N.D. des Neiges eingerichtet. Der Befehlsstand meiner Kompanie befindet sich in einem Bauernhof vierhundert Meter hinter mir. Dort sind die schweren Maschinengewehre. Der Tag bricht in aller Ruhe an. Der Kommandant geht wieder. Eine Viertelstunde später beginnt die Feuervorbereitung.

Geradewegs auf uns diesmal, und nicht zum Scherz. Vier mal vier,

und noch und noch, die Granaten prasseln nieder und lassen nicht locker. Und man ahnt dunkel, dass es links und rechts auch welche für die Nachbarn gibt. Zwei- oder dreihundert Meter hinter uns gibt es merklich grössere Explosionen: die 105er für uns, vermutlich 150er für weiter hinten: ganz nach den Regeln. Diesmal hat man unter diesem dichten Hagel, der prasselt und trommelt, den Eindruck, dass das Ende da ist. Dem entkommen wir nicht.

Wir sind sieben oder acht im Keller, alle an die Wand gepresst und hinter die Zementregale geduckt. Völlig still, bis auf Atemzüge, die man von Zeit zu Zeit hört. Es ist sehr dunkel. Ab und zu hört man durch das fürchterlich nahe Pfeifen hindurch deutlich so etwas wie helle Gongschläge, immer zwei hintereinander, die, so denke ich, den Abschuss von deutschen Mörsern anzeigen. Ich werde erst am Tag danach erfahren, dass es sich um Brennzündergranaten Kaliber 75 handelt, die über dem Kanal zerspringen.

Die ersten Explosionen haben uns verschont, doch jetzt werden wir (denn wir sind eins mit diesem elenden Gebäude wie die Schnecke mit ihrem Gehäuse und äusserst fein abgestimmt auf seine Vibrationen, die uns Auskunft geben) Schlag um Schlag getroffen, wie ein Boxer, der seine Deckung senkt. Lange prasselt Schutt auf den Bretterboden über unseren Köpfen, dann fallen die Scheiben im Esszimmer mit einem langen Klirren auf die Fliesen. Immer noch Schutt und Balken, dann knapp hintereinander zwei oder drei düstere, blinde Schläge ohne Explosion, die das kleine Haus lange vor- und zurückschwanken lassen wie einen angeschlagenen Athleten. Das sind 105er, die nicht explodieren.

Wir erwarten, gelinde ausgedrückt, von einem Moment zum andern das Ende, aber eigentlich denken wir kaum daran, wir stemmen uns auf unsere Nerven, die mit unglaublicher Feinheit die Richtung und die Nähe des nächsten Pfeifens erfassen – wobei es einen grossen

Unterschied ausmacht, ob man etwas über dem Kopf hat oder nicht, und sei es auch nur dieser jämmerliche Boden. Immerhin drei Schichten: die Schindeln des Daches (viele dürften es nicht mehr sein), die Decke und der Fussboden des Esszimmers. Die Scheune schützt uns wohl vor dem direkten Beschuss.

Die Schultern schmerzen. Man könnte meinen, jede Granate knetet sie durch und lastet mit ihrem ganzen Gewicht zwei, drei Sekunden auf ihnen wie auf einem Korke, den man ins Wasser tauchen möchte. Und zum Abschluss eine Erschlaffung, die an Schlaf grenzt. Es dauert seit fast einer halben Stunde an.

Die drei Männer aus dem Schleusenwärterhaus purzeln plötzlich die Treppe zu unserem Keller herunter. Eine Granate hat ihre Fassade zum Kanal hin von oben nach unten aufgeschlitzt. Kein Verwundeter! Es ist unfassbar. Dann kommt die Mannschaft des Panzerabwehrgeschützes, die eine Granate um einen Meter verfehlt hat.

Ein blöder Gedanke wandert in Abständen durch meinen Kopf: Nennt man so etwas tatsächlich einen *Vernichtungsschuss*? Kann ich sagen, dass ich wirklich einen Vernichtungsschuss erlebt habe? Ein vages Gefühl der Eitelkeit, als ich höre, wie einer meiner Männer mit tonloser Stimme sagt, er habe im Saarland nichts Derartiges erlebt.

Die siebte Granate fällt jetzt auf unser Haus. Und kein einziger Splitter ist in den Keller eingedrungen. Das wird beinahe beruhigend, so unwahrscheinlich ist es. Aber diese Granaten müssen einen schliesslich verrückt machen.

Vermutlich sind sie nicht ganz unbeteiligt an der jähren und unwiderstehlichen Lust, die ich empfinde, ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Es kommt nicht in Frage, aufs Klo zu gehen. Aber es gibt einen Eimer mit einem Deckel in unserem Keller, und ich ziehe vor meinen Truppen zwanglos die Hose hinunter. Fast alle

tun es mir nach der Rangordnung nach. Ein typisch militärisches Aroma von Exkrementen, englischen Zigaretten und Chedditsprengstoff beginnt den Keller zu füllen.

Die Granaten hören auf. Wir warten eine Weile, bevor wir hinaustreten, um die Schäden zu inspizieren. Die beiden Panzer sind nicht getroffen worden. Aber was für eine Landschaft, was für ein Gewirr von Telegraphendrähten, Steinschlag und aufgewühlten Gärtchen, unter dem Staub erloschen wie unter Spinnennetzen. Bei unserem Haus fehlt nur das Dach. In der Wand der Scheune zwei Löcher, die intakten 105er unten brav aufgereiht mit vorgestreckter Schnauze wie ein Hund, der sich etwas vorzuwerfen hat. Der Apfelbaum, der mein Loch vom ersten Tag bedeckte, ist vollständig von Splintern zerhackt: Was für eine glückliche Eingebung ich doch hatte. Einige Splitter in den Scheiben und den Türen des Esszimmers. Es ist nicht so beeindruckend, wie man unten vermuten konnte.

Wjuuuuu! Es beginnt wieder. Gedränge auf der Treppe. Doch diesmal ist es sehr kurz. Wir rauchen mit gekrümmten Rücken und dösen vage vor uns hin in dieser momentanen Ruhe, ohne auch nur zu ahnen, was folgen wird. Heute keine Sonne mehr, das Wetter ist grau und trüb.

Krach im Esszimmer, dann rutscht Ladeschütze G. unsere Stufen herunter und brüllt ausser sich: «Sie sind da! Die Boches sind da!» Ein Schock im Herzen.

Ziemlich diskret, ihr Auftritt. Fünfhundert Meter links von uns hüpfen kleine Silhouetten auf dieser Seite des Kanals querfeldein. Sie sind sehr dünn gesät und halten sichtlich keineswegs auf uns zu, sondern rücken nach der Überquerung geradewegs nach Dünkirchen vor. Kein Schuss empfängt sie auf dieser Seite. Dabei stand doch dort der Zug G. am Kanalufer. In Luft aufgelöst, im Quartier überrascht oder noch flach liegend unter der Bombardierung?

Wegen eines Knicks sieht man den Teil des Kanals, wo der Feind vermutlich übersetzt, nicht. Man sieht sie erst fünfzig Meter hinter der Böschung, wobei sie ungefähr hundert Meter lang unser Schussfeld durchqueren.

Die zwei MGs bilden eine Batterie, eines am Kellerfenster, das andere am Fenster des Esszimmers, und wir eröffnen das Feuer. Ein betäubendes Echo in diesen engen Räumen. Ich halte mich für den donnernden Jupiter. Unmittelbar rechts von uns eröffnet auch B. mit seinen drei MGs das Feuer.

Wir haben mehr als 1500 Patronen, aber nicht genug Magazine. Ich setze zwei Männer ein, um sie eiligst zu füllen, denn wir knattern heftig und müssen bald daran denken, den Beschuss zu mässigen. Aber ich denke kaum daran, der Pulvergeruch berauscht mich sehr rasch, und ich beginne in irrer Erregung mit den Zähnen zu knirschen. Das ist für die Granaten von vorhin! Man möchte schiessen, ohne Unterbrechung schiessen: der Lärm peitscht uns auf und macht uns unverwundbar. Ich greife nach meinem englischen Gewehr und leere das Magazin durch das Kellerfenster aufs Geratewohl auf die Silhouetten. Der Beschuss ist enttäuschend. Die Silhouetten hüpfen in grossen Abständen weiter und werden ständig von Grashalmen verdeckt, die sich vor uns wiegen. Haben wir welche getroffen? Dabei habe ich ja den besten Schützen des Bataillons hier.

Ich schicke den Obergefreiten G. in den Befehlsstand der Kompanie zur Berichterstattung. Er kommt unverzüglich zurück: ein schweres Maschinengewehr hat die Strasse, die zum Befehlsstand führt, unter Längsbeschuss genommen. Unsere schweren Maschinengewehre schiessen nicht (und zwar aus gutem Grund: ich werde später erfahren, dass zu dieser Stunde die Deutschen bereits den Befehlsstand hinter uns erwischt haben). Wieder einmal gewendet und abgeschnitten.

Man müsste die Deutschen dort treffen, wo sie über den Kanal setzen und wo wir sie nicht sehen können. Die Panzer haben das übri-

gens schon begriffen, denn jetzt springen die Motoren an. Einer fährt langsam los und keucht an der mit Sumpfgärten durchsetzten Kanalböschung entlang. Einige Schüsse mit der 37er – dann wendet der Panzer. Der andere hat sich nicht vom Fleck gerührt.

Ich rechne jeden Moment damit, dass die Deutschen versuchen werden, unsere Widerstandsstellung mit ihren Granaten zu vernichten. Doch nichts passiert – sie ignorieren uns einfach und rücken einer hinter dem andern voran. Es scheint, in Hoymille gegenüber ist niemand, dabei wird von dieser Seite heftig gefeuert. Aber auf wen?

Ich blicke auf meine Uhr, es ist schon Mittag, unglaublich. Ich hätte schwören können, dass es erst neun Uhr ist. Es muss Ruhephasen geben, die viel länger sind, als man denkt, die pfeilschnell und von den Nerven verschlungen wie Sekunden vergehen.

Jetzt sehen wir keine Deutschen mehr vorbeiziehen. Der Vorstoß muss zum Grossteil weiter weg hinter Schaep Brugge stattgefunden haben. Wir haben nur den Rand gesehen. Sie haben den Befehlsstand der Kompanie wohl von hinten angegriffen, aus dem ihre schweren Maschinengewehre bereits zu feuern scheinen, meint G. Wir sind wohl schon weitgehend von hinten umgangen worden. Wir könnten nur mehr versuchen, am Ufer nach Bergues zu kommen, aber man müsste ohne Deckung an den Häusern von Hoymille entlanggehen, wo der Feind sicher schon eingedrungen ist. Von Zeit zu Zeit wird von dort hartnäckig geschossen, aber auf dieser Seite haben wir keine Sicht. Das geht B. an.

In unseren Befehlen war übrigens nie von einer Absetzbewegung die Rede, und das ist mehr als verständlich. Wenn unsere Linie durchbrochen wird, ist es aus mit Dünkirchen.

Gereiztheit und Untätigkeit. Wir gehen im Keller im Kreis wie Tiere im Käfig. Immer noch die Gongschläge über dem Kanal.

Doch die Schlacht scheint sich spürbar hinter uns verlagert zu haben.

Es ist erstaunlich, dass es in Hoymille gegenüber nicht stärker von Deutschen wimmelt. Und was ist aus unseren Panzern geworden? Plötzlich knallen inmitten von immer üppigeren Maschinengewehrfeuerstössen gegenüber schrecklich trockene Schüsse. Keine Sekunde Zweifel, ein Panzerabwehrgeschütz hat unser Material geortet. Und da wir genau in der Schusslinie sein müssen, durchqueren die Geschosse unsere Scheune und unser elendes kleines Haus. Die starke moralische Wirkung dieser Geschosse, die einen Meter über unseren Köpfen Mauern und Wände durchschlagen wie mit einer Lochzange und uns mit einer schrecklichen Kraft und Steifheit auf den Boden zwingen, obwohl wir überhaupt nichts riskieren. Etwa zehn Schüsse.

Die Männer vom Panzerabwehrgeschütz sind beim Angriff wieder in Stellung gegangen und haben einige Schüsse auf ein oder zwei Boote abgefeuert, die hinter dem Knick des Kanals kurz zu sehen waren. Jetzt sehen sie nichts mehr.

Man hört den Panzer brummen, der zur Erkundung aufgebrochen ist und vermutlich zurückkehrt.

Plötzlich erschallen draussen wütende Rufe: «He! die 137er – he, die 137!» Es ist der Panzerleutnant. Der Panzer seines Kameraden ist getroffen worden, und der verletzte Fahrer liegt darunter und wimmert. Der Obergefreite G. stürzt hin. Es sind nur dreissig Meter, aber ziemlich gefährlich wegen der Maschinengewehre. Er zieht den Verwundeten bis zu uns. Der Drehturm ist durchschossen, der Unteroffizier Sch. ist getötet, sein Kopf zermalmt. Ausgeschlossen, ihn aus dem Panzer zu holen. Der Verwundete klagt lautstark – Metallsplitter im Arm und im Bein. Wir verbinden ihn, so gut es geht, im Dunkel des Kellers. Es scheint nicht allzu schlimm zu sein.

Der Panzerleutnant und sein Fahrer ziehen sich nun in unseren Kel-

ler zurück. Abgehackte Schilderung der Aktion, die wir von unseren Fenstern aus nur erahnen konnten. Er ist, stark behindert von Entwässerungskanälen in der Kanalböschung, recht und schlecht vorgerückt auf die Stellen, wo die Deutschen übersetzten, und glaubt grosse Schäden an den kleinen Schlauchbooten, die sie verwenden, angerichtet zu haben. Aber man hat ihn rasch geortet, und ein Schuss hat seinen Turm blockiert und den Panzer unbrauchbar gemacht. Er hat ihn soeben geräumt und in Brand gesteckt. Dasselbe Geschütz muss anschliessend den Panzer von Sch. demolieren haben, der zurückgeblieben ist, um die Brücke zu bewachen.

Schon wird es dunkler. Der Zeitbegriff erleidet phantastische Rhythmusschwankungen. Die Deutschen sind jetzt in Hoymille, und ihr Beschuss, der jetzt auch rechts knallt, rahmt uns von allen Seiten ein. Es kommt nicht mehr in Frage, das Haus zu verlassen, dreissig Meter von ihnen entfernt! Verwunderlich ist, dass sie nicht mit dem Granatwerfer mit uns Schluss machen. Allerdings schiessen wir schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Eines der MGs hat eine Ladehemmung, und in der wachsenden Dunkelheit schaffen wir es nicht, es wieder in Gang zu bringen.

Wir eröffnen wieder das Feuer auf eine recht dichte Gruppe, die den Kanal nach hinten überquert (ich werde zwei Tage später erfahren, dass es der Kommandozug unserer Kompanie war, der vollständig gefangen genommen wurde). Zum Glück haben wir niemanden getroffen.

Die Moral im Keller sinkt, seitdem wir nichts mehr zu tun haben. Es ist nur allzu klar, dass unsere Lage hoffnungslos ist. Jetzt sind wir von allem abgeschnitten. Die einzige Hoffnung, die uns bleibt, ist ein Gegenangriff, der uns befreien würde. Ein Gegenangriff ...? Wir wissen, was davon zu halten ist. Und die Deutschen müssen jetzt sehr weit hinten sein.

Ladeschütze P., der am Esszimmerfenster observiert, springt wie-

der in unseren Keller herunter: «Sie sind da! Sie schieben Zivilisten vor sich her, damit man nicht auf sie schießt!» In seiner Stimme ist eine Art Schluchzen, das uns alle erbleichend auf die Beine bringt. Er hat gesehen, wie sie auf der Böschung im Zwischenraum zwischen zwei Häusern am Kanal vorrücken. Und tatsächlich beginnen die MGs von B. zu feuern. Auf dieser Seite können wir nichts sehen. Sie werden vor dem Haus stehen, bevor wir es wissen. Wir warten verstört mit angespannten Nerven.

Nichts. Nichts kommt. All das scheint sich aufzulösen, wie die Deutschen, die uns im Wald eingekreist hatten (in Wirklichkeit handelte es sich um eine Gruppe von Zivilisten, die die Deutschen ins Hinterland zurückdrängten).

Frappierend an all diesen Aktionen ist die vollständige Inkohärenz. Zumindest von dem kleinen Winkel aus, in dem wir uns befinden. Diese Deutschen, die übersetzen, auf die wir das Feuer eröffnen und die mit keinem einzigen Schuss antworten. Dann nichts. Dann diese plötzliche Aktion des Panzerabwehrgeschützes. Dann vergisst man uns, man lässt ab von uns, ganz so wie das Streiflicht eines Scheinwerfers, der eine weite Fläche bestreicht. Am erstaunlichsten erscheint unsere vollständige Unfähigkeit, Schaden anzurichten. Fünf MGs, die gemeinsam feuern, das müsste doch ein gewisses Gewicht haben. Tja – nichts und wieder nichts. Es ist ausserordentlich.

Man hat den Eindruck, dass diese Leute eine ganz feste Vorstellung im Kopf haben, und alles, was nicht direkt vor ihnen liegt, existiert gleichsam nicht.

Ein grauer, düsterer Tag mit Windböen neigt sich. Die Angst nimmt zu, seit die Anspannung des Kampfes vorüber ist. Und der Einbruch der Nacht wird uns vollständig der Gnade des Feindes ausliefern. Wir sind ein Dutzend – und nur mehr ein MG. Und fast keine Munition mehr. Keine Handgranaten, doch – zwei!

Wo sind wir? Was geht vor? Keiner von uns hat eine Karte, nicht einmal in grossem Massstab, und in diesem Moment nimmt niemand an, dass es noch eine freie Strasse nach Dünkirchen gibt. Für uns alle ist die einzige Strasse die nach N. D. des Neiges, auf der wir hergekommen sind – und die jetzt abgeschnitten ist.

Die Männer gehen im Keller im Kreis wie Bären im Käfig. Man hört den Verwundeten leise stöhnen. Und dennoch gelingt es einem nicht, darin eine Tragik zu erkennen. Man könnte meinen, wir sind in eine Fallgrube gestürzt, eine Versenkung, Opfer einer grotesken Farce tief unten in unserem Loch. Das hat etwas von Labiche an sich, das steht fest.

Ich beginne mit dem Panzerleutnant eine gereizte und eher brüske Konversation. Seine Meinung ist eindeutig: Hier ist nichts mehr zu machen, und keine Hoffnung mehr auf einen Gegenangriff. Man müsste die Nacht abwarten und versuchen, in einem Bogen Dünkirchen zu erreichen, wenn es noch eine freie Strasse gibt. Ich selbst bin entschlossen, hier zu bleiben. Wir sind zu nichts mehr nütze, das ist klar, aber auch wenn ich nie einen formellen schriftlichen Befehl erhalten habe, so ist es doch mehr als selbstverständlich, dass für uns nie die Rede von einer Absetzbewegung war. Für ihn ist das anders, denn seine Panzer sind zerstört. Und überdies erscheint mir, um die Wahrheit zu sagen, die Expedition in der Nacht als eine aussichtslose Sache. Einen Coup wie den mit dem kleinen Wald macht man nicht zweimal. Und im Grunde klammere ich mich lieber an diese bis jetzt schützenden vier Mauern als an dieses unbewohnbare freie Feld.

Ja, krepieren oder hier erwischt werden – aber ich werde nicht wieder zum Bataillon hinuntergehen wie nach dieser Affäre mit der gesprengten Brücke. In einem Winkel meines Kopfes ist auch die Idee, dass wir ihnen nicht genügend Tote vorzuweisen hätten – es würde seltsam wirken.

Ärgerlicherweise ist es unmöglich sich zu isolieren, jede Diskussion findet vor den Männern statt. Es ist schwer, sie daran zu hindern, ihre Meinung zu sagen, und das Ganze wird zu einer öffentlichen Sitzung.

Eine Pause, um einige kalte Konservendosen zu öffnen, die wir den häuslichen Vorräten entlehnt haben: Erbsen und Pilze. Kein Brot. Morgen wird es nichts mehr zu essen geben, und das ist, ich gebe es zu, ein Argument.

Man müsste mit B. Kontakt aufnehmen, dessen Maschinengewehre wir noch kürzlich fünfzig Meter rechts von uns schiessen hörten. Aber das scheint in den Bereich der Träume zu gehören, denn seit Langem bestreicht ein schweres Maschinengewehr den Raum zwischen uns, und zwar beinahe aus allernächster Nähe. Es muss gleich auf der anderen Seite des Kanals in den Häusern von Hoymille stationiert sein. Ich verbiete meinen Männern, die Verbindung in diesem Moment zu versuchen. Aber in der fast schon vollständigen Dunkelheit hat der Gefreite des Panzerabwehrgeschützes schon die Tür zur Strasse geöffnet und ist fest entschlossen, sein Glück zu versuchen. Er hat seinen Fuss noch nicht auf die Schwelle gesetzt, und schon hat er eine Kugel im Oberschenkel. Man hört ihn schreien: «Ah die Hunde. Sie haben mich gef...»

Der Keller ist nun in eine düstere Verzweiflung getaucht. Hier ist es schon völlig dunkel, und es kommt nicht in Frage, Licht zu machen. Aus Nervosität, denke ich, und aus dem Bedürfnis, etwas zu tun, beginne ich selber, tastend den Verwundeten zu verbinden. Eine meiner grossen Befürchtungen in diesem Krieg war der Anblick des Blutes, bei dem mir gewöhnlich übel wird. Doch hier macht es mir nichts aus. Es scheint ein Oberschenkeldurchschuss zu sein.

Etwas muss geschehen. Die Atmosphäre im Keller, in dem sich der Pulvergeruch ein wenig verflüchtigt hat, ist jetzt ein erstickendes Gemisch von Blut, Schweiss, Scheisse, Tabak und Erbsen – etwas

Gesundes, denkt man, würde hier in einigen Stunden verfaulen. Vollständiges Dunkel. Vielleicht kann man jetzt bis zu B. hinüberkriechen. F. vom Panzerabwehrgeschütz meldet sich freiwillig und wagt sich aus der seit vorhin schwingenden Tür. Kein Schuss. Er kommt zwanzig Minuten später zurück. Es scheint, bei seiner Ankunft im Schulhaus hat der erste Mann des im Dunkel hockenden und vor Angst bleichen Zuges, B., begonnen, wortlos die Arme zu heben. B. ist zur Aufklärung Richtung Bergues aufgebrochen, wo nicht geschossen wird, um zu versuchen, Befehle oder Auskünfte zu bekommen.

B.s Einrichtung scheint besser zu sein als unsere – und auch nicht so nah am Kanal. Sollten wir irgendwann die Verwundeten evakuieren können, dann auf diesem Weg. Da unsere Stellung bei Nacht kaum zu halten ist, beschliessen wir mit Leutnant X., dass er mit den Verwundeten, der Mehrzahl meiner Männer und einem MG zu B. überwechseln wird. Ich bleibe im Keller mit dem Obergefreiten G. bis zur Rückkehr von B. Man wird mir melden, wenn B. Anordnungen oder einen Absetzbefehl erhalten hat. Der Umzug erfolgt reibungslos – meine Männer schleppen die Verwundeten oder helfen ihnen, so gut es geht. Kein Schuss.

Jetzt ist es praktisch still. Wir teilen uns mit G. die Wache ein. Er wird in der ersten Hälfte der Nacht Wache halten, ich in der zweiten. Ich mache es mir auf einigen Säcken bequem und gleite sofort in einen grabtiefen Schlaf.

2. JUNI

Wir wachen beide am hellen Tag auf – und sind ein wenig verdutzt. G. ist wohl sofort eingeschlafen, und ich habe nicht das Herz, es

ihm vorzuwerfen, denn ich glaube, ich hätte es genauso gemacht wie er, zerschlagen vor Müdigkeit und Nervosität. Wir gleiten auf den Ellbogen bis zur immer noch offenen Tür zur Strasse. Fünfzig Meter von uns entfernt spaziert ein halbes Dutzend Deutsche um das Haus, das B. besetzt hatte.

Man kann sich leicht vorstellen, was passiert sein muss. Sie sind vermutlich in der Nacht zurückgekommen, um uns durch die Tür zu rufen – nicht zu laut –, und da niemand geantwortet hat, haben sie es bleiben lassen. Der Donner hätte uns nicht geweckt. Die Deutschen sind wahrscheinlich bei Tagesanbruch gekommen.

Wir kehren in unseren Keller zurück. Eine Chance bleibt uns, das ist klar, und da gibt es auch kein Zögern mehr, uns hier verstecken, das ist möglich, die Nacht abwarten und versuchen, uns nach Dünkirchen davonzumachen. Zu zweit können wir uns vielleicht durchschlagen.

Der Vormittag ist sonnig und recht ruhig. Die Granaten fallen nun ziemlich weit hinter uns – aber rechts von uns in einem Kilometer Entfernung wird noch in Bergues gekämpft. Von Zeit zu Zeit gehen wir auf den Dachboden und wagen einen Blick durch das Lattendach auf das freie Feld. Ein merkwürdiger Eindruck! Der Nachschub richtet sich schon rings um uns ein. Die Welle ist vorbei, und jetzt zieht das nachfolgende Wellental an uns vorüber. Durch das Fenster unseres Kellers sehen wir in vierhundert Metern Entfernung die offene Tür der Scheune, die zwei Tage zuvor der Zug G. besetzt hatte. Französische Gefangene sind dort untergebracht. Gleich beim Eingang sitzt einer auf einem Fass, er dreht uns den Rücken zu und raucht friedlich. Auf dem Feld, das wir gestern bestrichen hatten, gehen in der Ferne vereinzelt Deutsche nach vorn, nach hinten, vermutlich Verbindungsmänner. Ohne Eile und mit dieser undefinierbaren Gleichgültigkeit in der Haltung, diesem

zwangloseren Spiel der Silhouette, das den Mann erkennen lässt, der schon ausser Schussweite ist.

Die nervöse Anspannung von gestern ist wie durch Zauber mit einem Schlag verschwunden. Man hat eher Lust, sich am Kellerfenster aufzustützen und sich all das interessiert anzusehen, während man eine Zigarette raucht. Wie nett alles bereits ist, wie unendlich bequem verlockend unter dieser schönen Sonne, hier im Nachschubgebiet.

Nach sechsendreissig Stunden in diesem mefitischen Keller hat man Lust, sich in dieses gelassene Kommen und Gehen zu mischen, in dieses Bad der Ruhe einzutauchen, draussen in freier Luft. Man fragt sich, warum die Deutschen so geschmacklos sein könnten, das nicht selbstverständlich zu finden.

Ja, was wir vor diesem Schauspiel empfinden, das ist tatsächlich eine ausserordentliche *Dekompression*. Alles wird durchlüftet. Gestern hatte der Tunnel keinen Ausgang, heute Morgen fragt man sich: «Ja warum denn nicht?» Warum sollte es uns nicht gelingen, in aller Ruhe bis nach Dünkirchen abzuhausen? Es gibt nicht so viele Deutsche – und sie sind so wenig neugierig. Das Wetter ist prachtvoll. Und im Grunde ist heute Morgen bisher alles so gut gegangen. Kaum mehr als ein paar ferne Gewehrschüsse auf freiem Feld, und so gut wie keine Granaten. Warum sollte es verboten sein, das Abenteuer von Bourbourg noch einmal zu unternehmen?

Und vor allem nimmt ein irrwitziger, von der schönen Sonne aufgeheizter Eindruck Gestalt an: Die Idee, dass jetzt alles nicht mehr so ernst ist und in dem, was noch vor uns liegt, ein grosser Anteil an Spiel, an Unernst enthalten sein wird. Den Krieg – den haben wir schon erlebt. Wir haben kurz den Fuss auf die andere Seite gesetzt, den Kamm überquert, im verbotenen Land geatmet. Jetzt sind wir tabu.

Wir können uns nicht einmal mehr einreden, dass diese Deutschen feindliche Absichten haben. Einer zündet seine Zigarette an, ein an-

derer pisst dort unten gegen eine Wand und pfeift dabei vor sich hin – mit diesen wunderlichen Gesten eines Mannes, der sich unbeobachtet wähnt. Man würde ganz gern ein wenig mit ihm plaudern, warum nicht? Der Krieg fliegt davon wie ein mit Papier gespannter und nach dem Sprung zerrissener Reifen. Und dahinter? Ja was denn? Dahinter ist es wie überall. Immer noch die Erde, die Sonne, das Gras und die kleinen Männer, die Halt machen, um herumzutollen, weil das Wetter schön ist.

Wir blühen wieder auf. Die Welle hat im Vorbeischwappen den Krieg von uns abgewaschen. Es bringt nichts, sich wieder damit vollzuschmieren.

Ja, sich in der Sonne ins Gras legen und vor sich hin pfeifen. Ist uns das alles im Grunde nicht sch... egal?

Die einzige Gefahr läge darin, dass die Deutschen auf den schlechten Gedanken kommen könnten, das Haus zu besichtigen – denn dann könnten wir uns nur ergeben oder eine Handgranate durch das Kellerfenster würde unsere Affäre ohne Diskussion beenden. Wir haben ein ruhiges Gewissen, da wir im Grund ehrlich getan haben, was wir konnten, das heisst wenig. Ich habe nicht den Eindruck, dass man das überall behaupten kann, zu unserer Rechten und zu unserer Linken, wo gestern kein einziger Schuss die Deutschen empfangen hat. Und die Bombardierung war immerhin nicht so stark, dass sie alle vernichtet hat. Hinter uns hat kein einziges unserer schweren Maschinengewehrgeschütze gefeuert. Das würde die pessimistischen Aussagen der Männer von der Panzerabwehr bestätigen.

Jetzt sind die Würfel gefallen, und wir finden wieder eine wilde Freude am Leben.

Für den Fall, dass man uns hier findet, schlägt mir G. vor, dass wir die Patronenhülsen (es sind sieben- oder achthundert), die überall auf dem Kellerboden herumliegen, zusammenkehren und in einer

Ecke verstecken. Er glaubt, dass uns die Deutschen, wenn sie sie sehen, übel mitspielen würden. Aber das erscheint mir nicht sehr würdig, und ich habe seit Bourbourg die Vorstellung, dass die Deutschen nicht gänzlich jeder ritterlichen Veranlagung entbehren. Die gute Laune vom Vormittag verfliegt nach und nach. Wir sterben vor Hunger. Wir öffnen eine Dose Erbsen und eine Dose Pilze. Nicht sehr nahrhaft. Wir heben uns die letzte Dose für die Expedition am Abend auf. Dann plaudern wir, spazieren in unserem Keller umher und rauchen. Die Gespräche nehmen instinktiv schon eine ganz andere Richtung und drehen sich bereits vage um die Zukunft. Ich frage ihn nach seiner Familie, nach seinen Plänen für die Zeit nach dem Krieg. Das Steuer ist herumgerissen, die Gedanken beginnen ganz von selber in die andere Richtung zu flattern. Wir räumen da und dort im Keller auf, als würden wir einen friedlichen Umzug vorbereiten. Dieses zerstreute, aber lebhaftes Geplauder, ja, man könnte meinen, auf einem recht friedlichen Bahnsteig beim Warten auf den Zug.

G. ist neugieriger als ich und geht recht oft auf den Dachboden, um das freie Land zu beobachten. Er hat eine Reihe von Zivilisten erblickt, die am Kanal entlang geht und auf uns zukommt. Da der Deutsche, der sie eskortiert, sehr weit hinten geht, könnten wir vielleicht aus dem Esszimmerfenster den Kopf der Kolonne interviewen. Wir tun es und locken durch Zeichen die Aufmerksamkeit eines sechzehn- oder siebzehnjährigen Jungen auf uns, der sich geschickt von der Truppe entfernt und ganz an unserem Fenster vorbeiflaniert. Wir fragen ihn fieberhaft über die Situation aus. Aber er ist noch ganz schockiert, schluchzt beinahe und lässt nur eine Art Klage über das Desaster hören. «Die Deutschen sind heute Morgen um fünf Uhr früh in Tétéghem eingetroffen. Und sie haben mein Haus kaputt gemacht, ja total kaputt gemacht! Mit *Revolverkano-*

nen!» Dieses Wort, das er ständig wiederholt, muss für ihn den Gipfel der Barbarei bedeuten. Er weiss nicht viel mehr. Die Zivilisten werden ins Nachschubgebiet zurückgedrängt. Wir wollen ihn über einen möglichen Fluchtweg ausfragen, aber er zieht ab, weil er fürchtet, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Das ist wirklich das vollständige Desaster, denn Tétéghem, das ist Dünkirchen. Vielleicht sind die Deutschen zu diesem Zeitpunkt bereits dort.

Am Nachmittag wird es schlimmer. Die 75er eröffnen das Feuer auf den Kanal: Die Granaten streifen unser Dach, bevor sie ein Stück weiter zerspringen: es muss ein sehr flaches Feuer sein. Zwei schlagen über uns in den Dachstuhl ein. Es ist durchaus verständlich, dass sie keine Rücksicht auf uns nehmen, aber dieses arme Gebäude scheint wirklich den Ärger anzuziehen. Wir stehen wieder hinter den Flaschenregalen. Das Feuer ist unregelmässig, launisch, mit recht langen Pausen; nicht sehr reichhaltig. Aber es muss den Verkehr der Deutschen auf dem Kanal behindern. Und als wir aus dem Kellerfenster blicken und die Leuchtgranaten zerspringen sehen, begreifen wir die Bedeutung dieser Gongschläge, die uns stutzig gemacht hatten. Unsere Artillerie hat uns immerhin so gut gestützt, wie sie nur konnte.

Am Nachmittag entsetzlicher Hunger. Ich versuche ihn mit meinen letzten Zigaretten zu vertreiben. Man sieht keine Deutschen mehr in der Umgebung: Die Granaten machen den Verkehr unsicher. Die Scheune ist immer noch voll von Gefangenen.

Wir ersticken in diesem Keller! Möge es schnell Abend werden! Und sei es auch nur, um eine Weile in freier Luft zu atmen.

G., der am Esszimmerfenster auf der Lauer lag, stürzt plötzlich in den Keller herunter. Deutsche kommen vom Kanal her geradewegs auf das Haus zu. Ein Dutzend.

Das wird das Ende sein. Wir stellen uns kerzengerade und sehr schweigsam hinten in den Keller. Angsterfüllt – nein – eher ein extremes Warten. Was wird passieren? Haben sie uns gesehen? Werden sie eine Handgranate durch das Kellerfenster werfen? Plötzlich Stimmenlärm und ein schweres Getrappel von Stiefeln auf dem Boden über uns. Träge bäuerliche Stimme, keineswegs «in der Hitze des Gefechts». Nein, sie wissen sicher nichts. Sie werden vielleicht nicht auf den Gedanken kommen, in den Keller hinunterzugehen. Jetzt setzten sie die Pumpe in der Küche in Gang. Die Stimmen verstummen: sie trinken wohl. Noch Minuten, endlose. Sie flanieren.

Dann ein schwerer Schritt, der geradewegs auf uns zukommt. Die Kellertür geht auf. Ich rufe: «Nicht schießen. Wir ergeben uns.»

ERZÄHLUNG

Am frühen Morgen des 23. Mai hielt der Zug, der das zweite Bataillon des zehnten Regiments der Infanterie transportierte, an der Einfahrt zum Bahnhof von Dünkirchen. Das Wetter war grau und diesig, ziemlich kühl und verhangen, ohne dass man wirklich absehen konnte, inwiefern die Stadt selbst, die angeblich von den Bomben schwer mitgenommen worden war, dieser aschfahlen Atmosphäre Vorschub leistete. Die Gleise waren praktisch leer, und nirgends waren zivile Angestellte zu sehen. Man hätte meinen können, der Bahnhof sei bei Einbruch der Dunkelheit eingeschlafen, ganz so wie eine Stadt, und der zu früh eingetroffene Zug warte sein Erwachen ab wie der Wagen eines morgendlichen Marktfahrers. Leutnant G. steckte den Kopf aus der Waggontür. Die Nacht war anstrengend gewesen, da der Zug am Vorabend auf freiem Feld lange Stunden in der Nähe einer Brennerei gehalten hatte und das Bataillon, das man nicht hatte abhalten können sich zu zerstreuen, stockbetrunken weitergefahren war. Bei jedem Halt in der Nacht hatten die Offiziere den Konvoi entlanggehen müssen – wobei sie in der dichten Dunkelheit (es kam nicht in Frage, eine Lampe anzuzünden) bei jedem Schritt stolperten –, um sich zu vergewissern, dass sie niemanden auf dem Schotter zurückgelassen hatten. Mehrere von ihnen waren übrigens selber betrunken. Der Zug hatte Thielt, das ungefähr sechzig Kilometer entfernt war, vor einem Tag und zwei Nächten verlassen.

Der Name Dünkirchen weckte im Kopf von Leutnant G. eher angenehme Vorstellungen. Seitdem der Krieg wirklich begonnen hatte, war die gesamte Karte der Schauplätze für ihn zu einer kräftig und naiv kolorierten Karte geworden, mit Nuancen, die ihn instinktiv und gleichermaßen hartnäckig lockten oder abstießen. Es gab privilegierte Orte, an denen es angenehm war, angenehm sein musste, sich aufzuhalten oder zu bleiben, andere, deren Name, kaum wurde er ausgesprochen, einen Schatten warf, den Schatten eines Manchineibaums. Er hatte schon in Friedenszeiten derartige

unsinnige Vorlieben gehabt, aber jetzt liess die *Lebensgefahr* alle Kontraste heftig hervortreten und machte die Kriegskarte für ihn zu einer schlecht bewohnbaren Wüste, zu einem von Oasen gesprenkelten Tanezrouft. Für die Vorliebe, die er für Dünkirchen empfand, gab es übrigens zwei klarere Gründe: Dünkirchen oder vielmehr Malo-les-Bains, das war die Erinnerung an einen theatralischen, glorreichen Einzug in der Kolonne der requirierten Pariser Busse vor der Front der herbeigeströmten Bevölkerung anlässlich des Alarms im November; dann diejenige, nachdem die Gefahr wie durch Zauber verflogen war, an acht Tage der Entspannung in einer richtigen Stadt, bevor es wieder zurück hiess in die kleinen Backsteinbauernhöfe mit ihren tropfnassen, unter dem Laub begrabenen Hohlwegen im Hinterland von Boulogne-sur-Mer. Tagsüber war er dort an sonnigen Nachmittagen auf der Uferpromenade von Malo spaziert: zwischen dem grauen Meer und den verschlossenen Villen nahm das kleinstädtische Seebad unter dieser bleichen Sonne mit seinen blinden Fassaden, an die Schilder des Generalkommandos genagelt waren, mit seinen beigegekleideten Soldaten, die unsicher über den Strand flanierten, ein ausserordentlich saisonuntypisches Aussehen an – über den leeren Badekabinen wendeten die untätigen Uniformen geschlossen den Kopf und blickten den schwarzen Flocken der Fliegerabwehr nach, die hinter dem pünktlich zu Mittag auftauchenden deutschen Aufklärungsflugzeug schwebten – da und dort waren kleine Gruppen um die an den Strand geschwemmten Minen zugänge. Es gab sogar ein geschlossenes Kasino mit Fenstern, die mit verwitterten Brettern zugenagelt waren, das unter dieser flüchtigen und nassen Novembersonne äusserst melancholisch wirkte, alles stand leer, floh, löste sich und brach auf in der menschenleeren Abfolge dieser Villen an einem kalten, für einige Tage von einer im Krieg stehenden Truppe kolonisierten Strand: über den Köpfen der klammen und schweigenden

Bauern der Cornouaille, die mit den Händen in den Taschen dastanden, stiessen die Möwen gleichgültig ihre Schreie aus, die an einen rostigen Flaschenzug erinnerten. So weit der Blick auch reichte über die Promenade, kein Fensterladen ging auf, um die gelbe Sonne hereinzulassen, wie in Kriegszeiten, wenn sich jedes Ziel verschanzt. Der andere Grund lag darin, dass Dünkirchen am Meer liegt: Seit dem Beginn dieses Krieges hatte er instinktiv gedacht, dass seine Chance, sollte er kämpfen müssen, am Meer lag: die Maschinengewehrgeschütze im Gras der Dünen, und zu seiner Linken im grauen Meer, ganz nah am Ufer, diese kleinen flachen Gebäude mit ihren Pontons knapp über dem Wasser, die er auf Fotografien in der Zeitschrift *Illustration* vom letzten Krieg gesehen hatte und die man als «Monitore» bezeichnete. Jedes Mal wenn die Zickzackmärsche durch Holland und Belgien ihn dem Meer näher gebracht hatten, hatte er gefühlt, wie ihm das Herz aufging. Einmal schon, am Ufer der Schelde, die dort fast ein Meeresarm war, auf den grasbestandenen Deichen im holländischen Flandern, wo man in einem Paradies donnernden Grüns, trunken von Blütenstaub wie nach dem Mähen unter freiem Himmel schlief. Und dann waren da diese aufreibenden Fussmärsche im belgischen Flandern gewesen. Und jetzt wieder Dünkirchen – Malo, sein gebleichtes Meer, seine erschöpfte Sonne auf den grauen Villen – die Chance. Kein Zeichen hebt – man kann es bedauern – einen denkwürdigen Ort hervor, wenn der Zeitpunkt kommt, an dem das Rampenlicht aufflammen wird: an diesem Morgen des 23. Mai war Dünkirchen nicht mehr als Dünkirchen, die Erinnerung an ein gutes Quartier.

Wie in etwa die ganze französische Armee, so lebte auch Leutnant G. in den Erinnerungen an 1914 – und die Fotos der alten Magazine aus dem Krieg legten sich unschwer über die eher blassen Bilder dieser acht Monate dauernden Wanderungen zwischen den Ein-

quartierungen. 1914 tauchte für ihn noch Dünkirchen in diese schlechte Poesie der Illustrierten der Kriegsjahre, die im Herzen so weit reicht. Der Sektor Flandern mit seinen belgischen Generalkommandos, seinen Marineinfanteristen, seinen Lazaretten direkt am Meer und seinen eleganten und eisigen Stränden musste wohl die aristokratische Front der französischen Armee gewesen sein. Dort, in den Hotels ohne Möbel und Scheiben, mit den kreuzweise mit Brettern barrikadierten Fenstern, in der nassen Sonne, die an den kurzen Wintertagen kaum zwei Stunden durch die Nebelschwaden dringt, müssen Krankenschwestern, deren Namen im Gotha stehen, irr vom Irrsinn der Frauen angesichts der grossen Blutbäder, getanzt haben mit den wieder einsetzbaren schönen Verwundeten, die man nach Verdun weiter schickte, die Schleier umflatterten wohl das Kriegslächeln und die so distinguierten Teetassen – dort begrüßte Admiral Ronarch die Damen – die langen engen Humpelröcke, die dunkel umrandeten Augen der Mary Pickford – mit diesem erlesenen Zeremoniell der alten Marine, das er auf den Gassen von Brest noch bei Admiral Guépratte gesehen hatte: all das war so ausserordentlich mysteriös und fern, jetzt, wo man so sehr darüber gelacht hatte. Dieser Krieg hingegen war grau, sah zu sehr nach «Volk im Urlaub» aus im Vergleich zum anderen mit seinen trostlosen Bewegungen abgestumpfter Mengen – die Poesie eines Krieges, die, wenn man ihn führt, Langeweile ist, braucht Jahrzehnte, um ihre reinen Essenzen abzusondern; übrigens gibt es auch Kriege, und sogar glorreiche, die unnahbar bleiben und ohne die geringste Poesie: die Kriege der Revolution zum Beispiel bis hin zum Feldzug in Italien – niemand hat ihnen je etwas abgewonnen.

Die Poesie dieser Bilder eines immerhin ein wenig gewonnenen Krieges (und ein gewonnener Krieg – man glaubte es nicht – das bedeutet etwas) hob sich in diesem Moment wieder stark ab vom

Hintergrund einer Katastrophe, auf dem sie vor dem trostlosen Grau einer absehbaren Niederlage genauso wirkten wie ein Sonnenstrahl in einem rauchverhangenen Himmel. Eine von den Schauplätzen entfernte Truppe zieht sich, wenn sich die Dinge zum Schlechten wenden, instinktiv auf sich selbst zurück und überzieht sich, wenigstens für eine gewisse Zeit, mühelos mit einer Wachsschicht, an der die zivilen Neuigkeiten abgleiten – so hatte im ganzen Bataillon seit dem 10. Mai ein leicht gesteigertes Desinteresse an der allgemeinen Lage geherrscht. Die Maschine funktionierte letztlich, die Züge fuhren, die Befehle und der Nachschub trafen wie gewöhnlich ein, das Regiment hatte keinen Schuss abgefeuert – die Meldungen, die durchsickerten und von der unveränderten Routine der nahen Beschäftigungen dementiert wurden, hatten weiterhin etwas Irreales an sich, insofern sie von einer fabelhaften Bedrohung sprachen: wie wenn die Zeitungen ankündigen, dass von der anderen Seite des Atlantiks ein Taifun im Anzug ist, genauso bewahrte die noch nicht eingesetzte Einheit das instinktive – und so oft richtige – Gefühl eines grossen Spielraums, eines unbestimmten Raums, der sie noch bedeckte und an dem die Gefahr abprallen, das Luftloch sich füllen, die Windhose schwächer und, wer weiss, sogar wie durch Zauber verschwinden konnte. Man hatte am Fernrohr eine immunisierende Feineinstellung vorgenommen: was weit weg lag, wurde unscharf, mehr nicht. Man lebte ohne Freude, man lebte mit einem schwereren Herzen, aber schliesslich lebte man wie gewöhnlich in dieser abgekürzten und noch nicht allzu unbequemen Welt des Bataillons auf dem Vormarsch. Doch da sie kleiner war, entstand an ihren Grenzen instinktiv eine Art verkrampfte, gereizte Verengung, sobald etwas gegen sie zu stossen drohte – genauso wie die Haut sich verhärtet und panzert vor der in sie eindringenden Spitze, genauso fühlte der Geist dumpf, dass die Luft nun sogar für sein so verstecktes und bescheidenes Sicher-

heitsnest voll von Dolchen war. Als Leutnant G., während man sich auf dem Bahnhof in Menin auf dem Bahnsteig die Beine vertrat, von Leutnant M. beiläufig informiert worden war, dass die Deutschen in Abbeville waren, hatte ihn die Nachricht als ganz besonders unheilvoll frappiert, weil der Major im selben Moment gebeten hatte, der Verpflegung zweitausend Francs vorzuschies sen, um Eier zu kaufen und das Bataillon zu ernähren (er war der einzige, der eine ziemlich grosse Summe bei sich trug): wegen dieses noch geringen Verstosses gegen die reguläre Buchhaltung mehr noch als wegen der verunsichernden Neuigkeit erinnerte er sich, wie die Luft in der Sonne des verbrannten Bahnsteigs plötzlich einen Pestgeruch verströmte.

Was Leutnant G. betraf, der sich dabei mehr als die andern für die fernen Neuigkeiten interessierte (es war merkwürdig mitanzusehen, wie wenig Eindruck diese Neuigkeiten auf seine Kameraden machte, man hätte meinen können, sie fielen in ihrem Bewusstsein in einen Raum voller Nebel, wie wenn im Radio Neuigkeiten über China gesendet werden – und vielleicht lag das einfach daran, dass sie mit der Geographie nicht vertraut waren, die Städte, von denen die Rede war, schlecht lokalisierten und übrigens gar nicht so sehr darauf aus waren, sie zu lokalisieren: seit dem Beginn des Feldzugs im Mai hatte er nie einen Offizier des Bataillons über eine Karte gebeugt gesehen), kann man nicht sagen, dass sie vollständig abwesend waren, es gab mehr als nötig davon, um keinen Zweifel über ihre katastrophale Bedeutung bestehen zu lassen – aber sie fügten sich schlecht zueinander und schienen mit grossen ungeordneten Heuschreckensprüngen über die Karte Städte miteinander zu verbinden, die in dem üblichen Gang seiner Gedanken überhaupt *nicht zueinander passten*: welche Gemeinsamkeit bestand zum Beispiel zwischen *Sedan* und *Abbeville*? Über welche Wege waren sie miteinander verbunden? Es überstieg die Vernunft. Er bemerkte

bloss, dass diese verblüffenden Neuigkeiten seit einigen Tagen aufgehört hatten, ihm vollständig unangenehm zu sein: Während er bei den ersten Gerüchten, die nur den Vormarsch des Feindes veranschaulichen konnten, dem man, man wusste es, nur allzu bald gegenüberstehen würde, anfangs wie seine Kameraden von vornherein gereizt weghörte, suchte er sie jetzt vielmehr und sogar fieberhaft, als ob er für ihre beängstigende Wirkung auch eine sonderbare und beinahe tröstliche Entschädigung darin fände, dass sie etwas Unerhörtes brachten. Da man sich auf ein Desaster zubewegte, lag eine Erleichterung darin, sein Herannahen als eine Phantasmagorie zu erleben: Das liess den Kopf ein wenig freier, gab der Luft mehr Sauerstoff und eröffnete dem Möglichen ein weiteres Feld. G. hatte die ersten Monate dieses Krieges wie jeder damit zugebracht, sich, ohne es laut auszusprechen zu wagen, eine Welt zusammenzuzimmern, in der er (mit ein wenig Glück, wer weiss?) endlos weitergehen konnte – jetzt, wo sich die Aussichten merklich verdüstert hatten, versuchte er sich in eine kleine, engere und weniger bequeme Ersatzwelt zu verkriechen: die Welt, in der nun *alles Mögliche passieren konnte*. Es war zum Beispiel ein weiterer Beweis dafür, dass man in das Unerhörte eingetreten war, dass man zehn Tage im Zickzack durch das besetzte Belgien und Holland marschiert war, ohne dass die Division auch nur einen Gewehrschuss abgefeuert hätte. Am wahrscheinlichsten jedoch waren nun unter dem, was in einer nahen Zukunft «passieren konnte», die Bomben.

Leutnant G. verspürte grosse Lust, aus dem Zug zu steigen. Nach diesen letzten vierzehn Tagen verhiessen die Bahnhöfe nichts Gutes. Seit man unter diesem Regenschirm von Flugzeugen lebte, machte ein erst vor Kurzem geweckter tiefinnerer Sinn in ihm mit unglaublicher Feinheit die Orte aus, an denen – sie waren körperlich so unangenehm, als wären sie elektrisch geladen – ein längerer Halt nicht ratsam war: an erster Stelle die grossen Bahnhöfe, vor

allem wenn man, wie heute früh (er bemerkte es schlecht gelaunt, als ob so etwas wieder einmal nur ihnen passierte), neben zwei Artilleriekonvois steht. Solange man dort stand, blieb etwas in ihm ausgelöst und liess ihn anders funktionieren; und zwar so deutlich wie ein Licht, das rot aufleuchtet: eine sehr leichte Spannung zwischen den Schultern, eine unmerkliche Schwere an der Schädelbasis. Übrigens kurvte schon ein morgendliches Flugzeug sehr hoch am rauchverhangenen Himmel, und zwei Mal hatte man die Sirenen der Stadt gehört, interpunktiert von vereinzelt Schüssen der Fliegerabwehr: Es war ärgerlich, schon wieder einmal unter so etwas dazustehen in diesem lethargischen, in den Schlummer der Abstellgleise gesunkenen Bahnhof. Nach zwei Tagen war ihm das Zusammenleben in diesem Offizierswaggon lästig. Hinter einer Herzlichkeit, die sich selbst überlebt hatte, waren die Beziehungen unmerklich weniger offen geworden. Es war, als ob jeder verstohlen versucht hätte, vom Gesicht der anderen die ersten Symptome einer ansteckenden Krankheit abzulesen. Nach diesen zwei Tagen verfiel der Waggon in eine bissige und verschlossene Laune, die nicht nur von der Müdigkeit herrührte. Das Gesicht des Majors, der in einer Ecke döste, hatte etwas Welkes an sich, das nicht nur den Haaren und dem Schnurrbart zuzuschreiben war, denen die militärischen Ereignisse nun die Dosierung der Färbemittel vorschrieb; auf allen diesen Gesichtern, könnte man meinen, hatte der leicht fettige Glanz des Aufbruchs plötzlich Staub in sich aufgenommen, und Leutnant G. fühlte sich plötzlich gestärkt darin, allein zu sein. Bei jedem Ereignis, jeder ein wenig heftigen Erschütterung, die diese Gruppe, an die er angeheftet war, erfasste, war sein erster Reflex immer der, sich zu isolieren, beiseite zu treten und Abstand zu gewinnen von diesen Wirbeln des Krieges, in denen er zu seinem Leidwesen (er hätte es oft gewünscht) nicht mitwirbeln konnte. Tagtäglich das Bett dieses Sturzbaches marschierender Männer flä-

chendeckend einzuebnen, war eine Tätigkeit, durch die seine kleine Gedankensphäre vollständig glatt und dicht wie ein Kiesel geworden war: er liess sich mitwälzen von der Maschine. Da alle darin Erholung fanden, legte er Willfährigkeit an den Tag, nahm aber nicht teil.

Wenn er für eine Weile seine kleinen persönlichen Exorzismen einstellte, sagte er sich, dass man sich nur schwer eine deprimierendere moralische Situation vorstellen konnte als die dieser noch intakten Einheit, die seit vierzehn Tagen völlig verstört wurde im Auf und Ab eines «Hinterlands», das einem seine Notdurft verrichtenden Bauch glich, blindlings gebeutelt und nun, man fühlte es, da alles verloren war, eingesetzt werden sollte. In die belgische Armee, in die holländische Armee verwickelt, bei Einwohnern einquartiert, die ihre Koffer packten, von früh bis spät mit allem durchtränkt, was das häusliche Leben im Augenblick des Debakels an besonders berauschenden Düften absondert, zog die Truppe im Gänsemarsch am Rand der flämischen Strassen entlang wie ein Band, das man in eine Farblösung taucht, und hatte dabei die Farben der Niederlage in sich aufgesogen wie ein Schwamm das Wasser. Sie war ohne Trompeten, ohne Paraden, ohne Fahnen, ohne Tagesordnung, ohne Orden an der Truppenfront, und kein einziges Totem hatte sie an die standesgemässe Zurückhaltung erinnert, nirgends hatte sie der Imprägnierung ihre Masse gegenübergestellt: Der Cliquengeist dieser Armee mit ihren endlosen Untergliederungen, die sich quer durch eine verschmelzende Menge zogen, hatte nach und nach etwas Relatives und Abstraktes angenommen, ganz so wie das Korps der Tiefbauverwaltung oder das der Steuerbehörde; man hätte denken können, dass ihre Grenzen manchmal auf merkwürdige Weise ins Schwanken gerieten: Leutnant G. erinnerte sich an diesen Zug von Engländern, die über den Kanal geschwommen waren und in Zivilkleidung über die Gassen eines belgischen Dorfes spazierten,

während ihre Wäsche trocknete. Das Bataillon hatte mit seinen schlecht abgedeckten Wägelchen und seinen schweigend im Schatten der Bäume dahinziehenden Reihen, denen nicht einmal die Nacht reichte, Flandern wie eine Zigeunersippe durchquert, die sich nicht wirklich an die Gemeindeverordnungen hält und überall vage unerwünscht ist – auf den Bürgersteigen von Thielt (wo das Zivilleben unter dem Flugzeuggewölbe wieder aufzulodern begann und die belgischen Uniformen auf den so verlockenden, bereits den Frieden verkündenden Kaffeehausterrassen sassen) hatten die Passanten ungeniert seine trostlose Reihe abgeschnitten und durcheinander gebracht, ohne dass jemand die Zähne gefletscht hätte.

Nichts bewegte sich mehr in den Güterwaggons, der Zug schlief immer noch seinen Alkohol aus, und man konnte mit gutem Grund annehmen, dass man volle Kanister als Vorrat mitführte: Auf diese Weise reagierten die Bretonen auf die drückende Stimmung, und vielleicht war letzten Endes in diesem Moment «das Beste ein tiefer, trunkener Schlaf auf dem Strand». Jedenfalls war es eine Erholung, eine Stunde für sich selbst zu haben, ohne sich um diese Truppe kümmern zu müssen, die gleich nach dem Aufwachen ihre moralische Hilflosigkeit in der verzweifelten Sprache der Kleinkinder hinausschreien würde: Zu essen, zu trinken! Man hatte einen Offizier losgekoppelt und auf die Suche nach der Verwaltungsbehörde in Dünkirchen geschickt, aber Brot war heute früh mehr als fraglich. Die Gleise blieben leer. Ein Eisenbahner kam vorüber und scherte sich genauso wenig um sie wie ein Passant auf einem Boulevard: Leutnant G. erfuhr, dass die Stadt seit drei Tagen heftig bombardiert worden war. Einige Gleise weiter stand gegenüber dem Konvoi ein Personenzug, in dem man belgische Offiziere erblickte. Er schien seine Zelte hier auf einer Insel des Friedens aufgeschlagen zu haben und wurde wie ein aufwachender Marktflecken zum Zentrum eines ungewissen und trägen Kommens und

Gehens; Frauen kämten sich an den Waggontüren, die schweren Strähnen ihrer gelösten Haare wirkten so fremd im Grau des Krieges und erinnerten jäh an lockende warme Tiere in den Wäldern; Offiziere auf dem Bahnsteig traten manchmal mit künstlich ungezwungener Miene zu einer Waggontür, um mit ihnen eine ein bisschen stockende Konversation anzufangen – einige unüberhörbare Kommentare drangen von dem Infanteriekonvoi herüber. Dieser träge Zug mit seiner schwer verständlichen und unbestimmbar heimlichen Kohabitation entrollte in den Augen von Leutnant G. gleichsam ein diskret galantes Fresko, das ihm Fragen aufgab und gefiel: Er beobachtete dieses schleppende und unmerklich zwielichtige Kommen und Gehen und wäre stundenlang davor geblieben wie vor Schattenspielen in einem angestrahlten Raum.

Es hatte übrigens durchaus den Anschein, dass der Zug noch Stunden da sein würde. Niemand schien sich um den Konvoi zu kümmern, im Waggon ging das Gerücht um, der Bahnhofsvorstand sei fusiliert worden, weil er seinen Posten verlassen habe – allerdings waren derartige Gerüchte das Kleingeld unserer Tage. Die Männer begannen sich aus den Güterwaggons hinauszuschleichen – so früh am Morgen waren manche schon sichtlich betrunken. Die Offiziere trieben sie zwei oder drei Mal in ihre Schlupflöcher zurück, die Vorschrift im Fall eines Alarms (sie endeten praktisch nicht mehr) war eindeutig, aber die Männer murrten mit leerem Magen sehr unzufrieden, und die Wachposten, die man auf den Bahnsteigen postierte, schwankten trotz der frühen Stunde besorgniserregend. Kaum war Entwarnung gegeben, trat der Fluss wieder aus den Waggons, es half nichts, und die Unteroffiziere unternahmen kaum etwas. Einer von ihnen kam und meldete, dass man anfangs, einen Güterwaggon zu plündern – man hat die allergrösste Mühe, ihn zu räumen, und schon stürmte ihn eine schwitzende Truppe, die vor

lauter Hunger, Ungeduld und Verärgerung nicht mehr konnte. Als Leutnant G. die Männer, die sich an einer Kiste zu schaffen machten, zurückstiess, merkte er verduzt, dass die Beute, die sie untereinander aufteilten, eine Ladung von *Stammbüchern* war: weisse Blätter flatterten durch den ganzen Waggon. Diese verrückte Geschichte war ihm unbegreiflich, aber sie verunsicherte ihn zutiefst, und zum ersten Mal empfand er Angst. Nicht nur vor den Bomben, das hatte er bereits erlebt; zumindest konnte er sich jetzt eine recht genaue Vorstellung davon machen. Sondern vor seiner Truppe. Sie war eine gute Truppe, jeder wusste es: lokalpatriotische Bretonen – eine schöne Division aus dem aktiven Heer. Aber in anderen Momenten konnte man sie auch als Menge bezeichnen. Und mit dieser körperlichen Abscheu, die er vor Trunkenbolden empfand, hasste er sie plötzlich mit aller Heftigkeit – so opak, so lärmend *da*, so verstörend waren sie für Hirn und Nerven, als ob man in die Kabel einer elektrischen Batterie verwickelt wäre – er hätte mit allen seinen Kräften gewünscht, sich von diesem angeheiterten Haufen loszumachen. Allein, fern – auf der Höhe dieser Rauchwolken, die über Dünkirchen kreisten – und das betrachten: ein Schauspiel, nichts als ein Schauspiel – friedlich – göttlich – ironisch.

Das Offiziersabteil war wieder in sein düsteres Schweigen versunken. Der Major döste in einem Winkel weiter. Der Verbindungsoffizier kam zurück: Kein Brot für sie in Dünkirchen – es hiess warten. Leutnant G. hielt es nicht mehr aus und sprach sich mit T. und L. ab: In der Nähe des Bahnhofs gab es Wiesen; das dritte Bataillon hatte seine Leute soeben dorthin geführt; das war mehr als vernünftig, so würde man zugleich die Bombengefahr vermeiden und die lockende Plünderung. Sie beschlossen, den Major daraufhin anzusprechen, der ein schläfriges Auge öffnete, kurz zu zögern schien und dann murmelte, man werde später sehen, bevor er wieder einnickte.

Auch er empfand das Bataillon langsam als Last. Gegen ein Uhr am Nachmittag setzte sich der Zug in Bewegung, fuhr zügig über eine sonnenbeschienene Ebene und hielt im Bahnhof von Gravelines. Man stieg aus.

In den Waggonen hatte man wieder zu trinken begonnen, und man hatte noch immer nichts gegessen: Die Truppe war streitsüchtig, weigerte sich, sich in Reih und Glied aufzustellen – dabei ging das Aussteigen sehr rasch vor sich – man hätte gemeint, jeder spürte plötzlich Vage, dass etwas eilte, obwohl das Gerücht umgegangen war, das Regiment sei als «Divisionsreserve» hier. Kaum war das Material ausgeladen, strebten die Kompanien sehr schnell zu ihren Standorten auseinander. Es war keine Rede mehr von Einquartierung: man ging in Stellung. In Gravelines! Und nach Westen hin – wie merkwürdig, dachte Leutnant G. kurz – aber er dachte nicht weiter: Er starb vor Hunger wie seine Männer, und die grüne Landluft nach den zwei Tagen im Waggon und der sonnige Nachmittag munterten ihn auf. Und Gravelines – noch immer die Chance – das war das Meer oder wenigstens beinahe.

Gravelines – oder vielmehr das, was Leutnant G. davon wahrnahm: die Ränder – rief übrigens zu dieser Stunde kaum die Vorstellung einer Stadt an der Front wach. Intakt, keineswegs geräumt, könnte man meinen, mit offenen Geschäften und Strassen, die bloss ein wenig belebt waren für eine so kleine Stadt, dass man am Johannistag oder am fünfzehnten August eingetroffen wäre. Doch als Leutnant G. sich mit seinem Zug auf der Fernstrasse von Calais nach Dünkirchen eingerichtet hatte, änderte sich der Eindruck. Hinter ihm führte die Strasse nach Westen als schattige Avenue zu den Ufern der Aa, die von den niederen Häusern und den Bäumen verstellt war – vorn durchquerte sie ein unbebautes Gelände, hinter dem der Vorort Huttes begann. Und die Strasse war nun wirklich sehr belebt. Nicht wirklich verstopft: Es war nicht die kompakte, einheitlich ausströ-

mende Menge der Bahnhofsausgänge an Tagen mit hohem Andrang oder der Pferderennen – man hätte eher gemeint, Gravelines habe an diesem Tag an seine bescheidenen Verkehrsadern ein Stück der Avenue de l'Opéra oder des Boulevard des Capucines angehängt. Schnellen Schritts, wach, ohne Gespräche, ohne Fragen, ohne Verwicklung, jeder nur mit seinen Sachen zugange, als ob er es eilig hätte heimzukommen, ungewöhnlich daran war, dass das rasche, aber recht stille Getrappel der Passanten ungefähr gleichermassen in beide Richtungen verlief. Aus der Nähe sah man natürlich den Unterschied: die Kinderwägen, die Bündel auf dem Rücken, die roten Federbetten und dieser leicht irre Blick in den Augen, vor allem bei denen, die zurückkehrten, weil man sie nicht durchliess. Leutnant G. war vorläufig mit seinem Zug auf der Strasse postiert, um den Verkehr zu regeln. Der Befehl lautete, die belgischen Flüchtlinge nach La Panne zurückzuschicken. Sie blieben stehen, hörten sich die Erklärungen mit gefügiger Ungläubigkeit an, machten – sichtlich nach Aufhebung ihrer Belagerung – schweigend kehrt und nahmen hundert Meter weiter eine Abkürzung. Das war ein wenig kränkend, vor allem diese verschlossenen Blicke und dieses Schweigen als Antwort, als ob man auf einmal zu Azteken oder Mongolen gesprochen hätte: zu Leuten, die wirklich nichts mehr mitzuteilen haben. Nach Ablauf einer Stunde verlegte man den Zug zur Einfahrt in den Vorort Huttes mit dem Befehl, sich defensiv einzurichten. Der Strom auf der Strasse versiegt an diesem späten Nachmittag mit jeder Minute mehr, etwa so, wie man einen Gartenschlauch abklemmt. Als der Abend sich näherte, leerte sich die Strasse vollends, und die Truppe konnte, endlich unter sich, freier atmen. Wenn man inmitten dieses Wirbels von Zivilisten Krieg führte, fühlte man sich am Ende nicht von einer entschieden anderen Art – und wozu zum Teufel schliesslich eine Uniform? Leutnant G. hatte aus eigener Tasche in einer Bä-

ckerei Brot für den Zug gekauft und war ein wenig schockiert darüber, dass die Männer nicht auf den Gedanken kamen, ihm zu danken, aber er gelangte dann zu der Überlegung, dass sie von der Einheit verpflegt wurden und nicht zu wissen brauchten, ob letztere ihn zwang, sich in eine Wohltätigkeitsanstalt zu verwandeln. Es war sogar eher gut, dass sie sich nicht bedankt hatten: Er ging jetzt mit guter Laune. Er richtete sein Hauptquartier in einer leeren Schenke ein, die zwischen der Strasse und dem unbebauten Gelände einen Winkel bildete, und nachdem Rucksack und Mantel in einer Ecke abgelegt waren, fühlte er nicht nur seine Schultern, sondern auch seinen Kopf frei. Das unbebaute Gelände zwischen Huttes und Gravelines gab ein schönes Schussfeld ab: Er stellte seine Maschinengewehre auf und verteilte die Feueraufgaben. Die satte Truppe begann sich recht zügig einzugraben. Leutnant G. hatte weder Karten, noch Weisungen, noch Verbindungen (man sah jedoch einige Truppen verschiedener Waffengattungen in Gravelines, es gab ganz schön viel Durcheinander), noch die geringste Auskunft über die Situation – wie üblich, hatte man ihm bloss gesagt: Beziehen Sie dort Stellung. Doch nach den dunklen Gedanken auf dem Bahnhof von Dünkirchen fühlte er sich plötzlich aufgemuntert und beinahe in Hochstimmung. Seine Truppe hatte wieder Auftrieb – mächtig getröstet angesichts der Vorstellung, ihre Aufstellung auf einen Ausschank zu stützen – was ihn betrifft, so gefiel ihm die Idee, in einer Stadt mit Häuserblöcken im Rücken und Mauern, Kellern und Gärten, die Deckung boten, zu kämpfen, als ob er eine Art Festung hinter sich spürte. Das Reglement konnte noch so sehr behaupten, dass die Häuser das Feuer anlockten, ein Instinkt, der stärker war als er und richtiger, stützte an den schützenden Mauern den Mut; man spürte trotz allem, dass es sich hier besser kämpfte! Letztlich hatte er Gravelines adoptiert. Bei Einbruch der Dunkelheit kam ein

Schreiben vom Bataillon: «Einige von ihrem Nachschub abgeschnittene feindliche Panzer sind in der Region gemeldet, sie haben keine Munition mehr und schießen mit Übungsmunition, um Panik zu erzeugen.» Obwohl das «von ihrem Nachschub abgeschnitten» auch ein Haar in ihrer Suppe sein konnte, trieb die Vorstellung dieses Wilds, das den Hals vorstreckte, die Erregung auf die Spitze. Wir verbarrikierten eiligst die Seitengassen mit umgeworfenen Karren, eine 25mm Kanone wurde aufgestellt, um die Strasse der Länge nach zu beschiessen. Am Abend traf auch die Verpflegung wieder ein. Die Tatsache, dass ein stockendes Rädchen sich wieder in Gang setzte, brachte eine Art Trost. Leutnant G. inspizierte seine Maschinengewehre; die Schulterwehren waren schnell gegraben – auch das war ein Vorteil, in einer Stadt zu sein; die Männer beschafften sich Werkzeuge (denn die tragbaren Werkzeuge, diese Puppenwerkzeuge ...); in einem der Löcher jedoch lag der Späher ganz hinten eingerollt mit angezogenen Beinen und einer komischen Miene: Ladeschütze P. ganz einfach stockbetrunken wie immer. Leutnant G. rief ihn und versuchte ihn dann ungeduldig mit dem Fuss umzudrehen: nicht einmal ein Murren war zu hören; eine richtige Gliederpuppe. Die Spätfolgen der Brennerei ... aber jetzt waren die Kanister leer, und die Männer würden nur mehr das kleine, recht harmlose flämische Bier auftreiben können. Die Nacht brach herein, eine ruhige und kühle Nacht, die nach Wildnis roch. Leutnant G. hatte keine Lust zu schlafen: Dieser Abend war immerhin eine Nachtwache. Unter den hellen Sternen in seinen Mantel gehüllt, lag er neben der Mannschaft des 25mm Geschützes und hörte zu, wie die gedämpfte Unterhaltung der Soldaten, die aus der Erde quoll, dahinfluss wie Wasser; erfrischend und unversiegbar wie eine Quelle, bald zögernd, bald sanft verstummend, diese leise, veränderte, in den Nachtstunden ganz eigenartig klingende Stimme der Männer, ähnlich der von Kindern, die auf dem Heimweg von

der Schule miteinander reden, eine ernste Stimme, so durchdrungen von der Wichtigkeit des Gesagten. An diesen Momenten erkannte Leutnant G., dass er mitreden durfte und willkommen war; die Tressen waren in der opaken Dunkelheit verschwunden: es gab diese drei Gestalten, die auf der Erde lagen wie die Finger einer Hand, und aus ihnen ragte dieses komische Rohr hoch, dünn wie ein Bleistift, und davor diese ganze leere Seite. Die Nacht, so sah es aus, hatte sich noch nicht ganz bis zur Tiefe des Horizonts herab gesenkt: an seinem Saum blinkte ein hellerer Streifen, vor dem sich deutlich als Schattenspiel die Häuschen und die Baumgruppen der Aa abzeichneten und Richtung Meer immer dichter wurden – von Zeit zu Zeit entstand in dieser vagen Helle gleichsam ein zwangloses Aufblühen, ein Anschwellen wie das einer Blume; zwei oder drei Mal hörte man einen vereinzelt Schuss in Richtung der Aa, aber man spürte sehr wohl, dass niemand gezielt hatte: Es war eher eine nervöse Verkrampfung im Herzen dieser Nacht, die schlecht schlief, wie das Knarren eines Möbels tief hinten in einem dunklen Haus. Sie war schön, diese Nacht, von Sternen und offenen Augen durchbohrt, mit dieser sich regenden, wieder auflebenden und geheimnisvoll sterbenden Draperie des Nordlichts, die endlos an ihrem Horizont hing.

«Herr Leutnant ...»

Leutnant G. fühlte, wie ihm das Herz aufging beim plötzlich vertrauten Akzent dieser bäuerlichen Stimme, die zu dieser Stunde gelöster und ungebundener war, gänzlich verfeinert von der kühlen und freien Nacht, vom Geheimnis dieser kauernden Dunkelheit, in der sich hinter diesen Zeichen, die am Himmel erschienen, Dinge heimlich über die weiten Grasebenen bewegten. Er dachte, dass es doch eine grosse Nacht war. Erst gegen zwei Uhr wurde es kälter, und er begann ein wenig zu dösen. Die unruhige Nacht hatte die

kurzen und inkohärenten Zuckungen des schlechten Schlafs; von Zeit zu Zeit regte sich ein leichter Windhauch, der nach dem nahen Meer roch.

Am frühen Morgen war alles ruhig, doch sobald es wirklich Tag war, setzte vorne rechts hinter den Baumgruppen entlang der Aa ein ziemlich heftiges Gewehrfeuer ein. Leutnant G. konnte noch so sehr die Augen aufreissen (er hatte kein Fernrohr), er sah nichts hinter diesen Bäumen, wo nun die schweren Maschinengewehre losballerten, was sie nur konnten – von Zeit zu Zeit nur wurde das Infanteriefeuer von einem trockenen Knall unterbrochen, und ein Komma aus schwarzem Rauch erhob sich langsam aus den Bäumen. Das war vielleicht sechs- oder siebenhundert Meter von hier; die Sache war jäh und ohne Umschweife ausgebrochen und sofort sehr heiss wie eine Wirtshausrauferei. Die Sonne ging in einem wunderbar reinen Himmel auf, und Leutnant G. wunderte sich trotz allem verunsichert und recht nervös, dass die Schiesserei die Landschaft an diesem Sommermorgen so wenig verdüsterte; das Infanteriefeuer hinter den Laubmassen war nicht markerschütternd und auch nicht brutal, eher dumpf, wie wenn ein schnell gehender Spaziergänger mit der Spitze seines Spazierstocks die Stäbe eines Parkgitters streift. Er hatte nicht wirklich Zeit zu beobachten, wie sich die Sache entwickelte; ein Schreiben kam von der Kompanie: sie sammelte sich so schnell wie möglich, um sich in Bewegung zu setzen. Leutnant G. war offen verstimmt: eine Nacht, um sich einzurichten, und dann nicht einmal Zeit genug, um zu sehen, wie der Vorhang hochgeht! Es war skurril – und jetzt würde man ganz sicher irgendwo aufs Geratewohl in die Natur geschleudert werden. Und natürlich Abschied von Gravelines. Das sah *ihnen* ähnlich, «sie...», das waren in seinem Kopf alles finstere Komiker (er wusste nicht genau, wer), die die Infanteriezüge, man weiss nicht warum, mischten wie ein Kartenspiel und keine Ahnung davon hatten, was es hiess, die Erde aufzugraben und sich an seine Stelle zu

gewöhnen. Die Worte «Sedan» und «Abbeville» hatten ihn wie vor den Kopf gestossen, aber ohne auf seine Vorwegnahme der nahen Dinge Einfluss zu nehmen: Er sah den Krieg immer noch, wie ihn das Reglement der Infanterie sah: man richtet sich ein, man erstellt den Feuerplan, man gräbt sich ein, man überprüft die Einstellung der Artillerie und man kämpft vor Ort! Wenn schon nicht auf Lebenszeit, so doch, dachte er, endlos lang. Die Schützengräben waren natürlich in individuelle Löcher aufgesplittert, aber weiter ging seine Phantasie nicht: sie hatte sich nicht mobilisiert – alle seine Reflexe gingen immer dahin, sich im Boden zu verankern – alles, was ihn aus ihm herausriss, ging ihm gegen den Strich – wo immer er auch war, er begann sofort Wurzeln zu schlagen wie ein Steckling. Als der Zug im Gänsemarsch an den Häusern entlang zum Befehlsstand der Kompanie marschierte, piff plötzlich, irrwitzig und unerwartet wie ein Niesen über ihren Köpfen, die erste Kugelgarbe. Die Truppe war nicht ergriffen, sie war schon im September in der Warndt im Einsatz gewesen. Leutnant G. fühlte, wie sich etwas in ihm leicht bewegte, obwohl er gemerkt hatte, dass es ziemlich hoch über ihnen hinweggegangen war. Er dachte, dass das wohl die Feuertaufe sein musste, war sich dessen aber nicht ganz sicher, weil es so beiläufig gewirkt hatte und sie hier eindeutig in zweiter Position waren. Es war eine seltsame Art und Weise, weder Fisch noch Fleisch, Feindberührung aufzunehmen; man erkannte nicht recht, ob man unter Feuer war – es hätte ein eindeutigeres Zeichen geben müssen, um es zu wissen. Nebenbei erfuhr man, dass nicht alle Panzer mit Übungsmunition schossen.

Der Befehlsstand der Kompanie wimmelte von seltsamen Neuigkeiten, während man die Männer wieder sammelte. Da war ein Offizier, der angeblich von einem Stab kam: Zum ersten Mal vernahm Leutnant G., wie im Gespräch ohne nähere Erklärung der Name

von *Admiral Nord*, dem das Regiment angeblich jetzt unterstand, fiel. Er hatte nicht die geringste Ahnung vom Kriegswortschatz, der in der Marine üblich war. Kaum war der Name an sein Ohr gedrungen, da brach, vermutlich aufgrund des besonderen Nervenzustandes, in dem er sich an diesem Morgen befand, in seiner Phantasie ein fabelhafter Radau los. Dieser Name liess vor ihm die Gestalt eines Admirals in Eis und Frost erstehen, eines hyperboräischen Navigators, einer ausserordentlich fanatischen und entschlossenen maskierten Silhouette, die auf das Deck sprang und sich in der Stadt der Korsaren ausrufen liess wie Kapitän Hatteras auf seinem Schiff in Seenot. Die anderen Neuigkeiten waren nicht weniger verblüffend: Der Divisionsgeneral war in Boulogne in Gefangenschaft geraten, der Generalmajor der Infanteriedivision war getötet worden, als er zu entkommen versuchte, die Hälfte der Artillerie und der Infanterie der Division war noch in ihren Waggons im Sturm genommen worden. Verblüffend – und alles andere denn beruhigend. Doch vorläufig verblassten sie neben der Epiphanie des Lotsen der Eismeere. «Unter dem Befehl von Admiral Nord ...», das war etwas ganz anderes; das war unfassbar, das war unerhört und ging über Jules Verne hinaus.

Die Kompanie marschierte nun auf einer kleinen, unasphaltierten, laubreichen und frühlingshaften Strasse nach St. Georges, fünf Kilometer südlich. Keine Flugzeuge – das heisst wenige Flugzeuge – am Himmel heute morgen. Man entfernt sich vom Meer, dachte Leutnant G. Er ging neben Leutnant Gu., seinem Kompaniekommandanten, einem Volksschullehrer aus dem Morbihan, der ihm gut gefiel, weil er sich an das Wesentliche hielt und nicht an Rundschreiben herumfeilte: Bei ihm hiess es eher «richte dich dort ein» – «es geht los» – «wir gehen ein Glas Rotwein im Befehlsstand trinken» – einfache Dinge, die Leutnant G. den Kopf frei liessen, um seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Leutnant Gu., eine

naive Seele und aus einem Guss, war seit einigen Tagen eher düster gestimmt: Im Zug, nachdem wir das mit Abbeville erfahren hatten, hatte er, nachdem er getrunken hatte, mit Leutnant T Streit angefangen, sie hatten sich ein wenig geprügel, dann hatte er das Foto seiner Frau und seiner Kinder hergezeigt und zu weinen angefangen: Die Szene hatte auf Leutnant G. einen trübseligen Eindruck gemacht, und er sah ein, dass ein Familienvater die Einkreisung heftiger empfand als er. Sie unterhielten sich leise über die Missgeschicke der Division; die Sache mit den Generälen vor allem schien kein gutes Omen zu sein – es war besser, der Truppe dieses Unglück der Unsterblichen vorzuenthalten, die übrigens derzeit keine Fragen stellte und es nicht eilig hatte, weiter zu sehen als bis zur nächsten Biegung auf der Strasse. Sie folgte – mehr verlangte man vorläufig nicht von ihr –, später würde man schon sehen. Die blühende und vogelreiche Landschaft glich mit diesen wenigen vereinzelt, an eine Jagdpartie erinnernden Schüssen in der Ferne so wenig wie nur möglich einem Schlachtfeld – dabei waren wir, so hiess es, in St. Georges schon im Einsatz; in diesem Paradies war das kaum zu glauben. Es war merkwürdig, dass man – wo doch das Geschehen zweifelsohne so nahe war – in diesen Augenblicken, die man sich ernst, bedrückend und angespannt vorstellt, so schwerelos und so zartsinnig lebte. Man begegnete auf der Strasse Leutnant L., der aus St. Georges kam, eine Granate hatte soeben die Feldküche der sechsten Kompanie zerstört. Das Gerücht durchlief die Kolonne wie eine Welle: Die Männer waren empfänglich für dieses häusliche Unglück. Man spürte deutlich, dass sie unauffällig alle Hinweise, die vom Kampf kamen, in sich aufsogen. Es drang tief in sie ein, sie verliebten es sich ein, sie wogen die Dinge reiflich ab – aber sie kommentierten sie nicht.

Zum ersten Mal Feindberührung mit den Deutschen am 10. Mai in

der Nähe von Saint-Trond oder Bastogne unter dem aufpeitschenden Applaus der Belgier aufzunehmen, war eines, etwas anderes war es, am 24. Mai unter Dünkirchen, fünf Kilometer vor dem Meer, im schleppenden Marschschritt der Infanterie vorzudringen ohne Flugzeuge, ohne Panzer, ohne Brot, ohne Generäle, ohne Hoffnung im Herzen und diesmal ohne die geringsten, wie auch immer gearteten französischen Hurrarufe (es war eher das Gegenteil: Leutnant G. erinnerte sich an den Halt auf dem Bahnhof in Menin und an das Kopfschütteln vor dem Militärzug der Flüchtlinge, die von der bereits abgeschnittenen Somme zurückkamen: «Ihr könnt nichts ausrichten, sie sind zu stark», und die Männer in den Waggons hörten stumm und mürrisch zu und antworteten nichts; da gab es nichts zu antworten, man musste nur den Rest an blödem, von allem verlassenen Mut, der einem noch blieb, tief in sich festhalten in einer finsternen Kälte), und auf eine Dampfwalze zuzugehen, deren Räderwerk reibungslos lief und die es sich, nachdem sie fünfundzwanzig Jahre lang so sehr ausgelacht worden war, zur Pflicht gemacht hatte, diesmal im zügigen Renngalopp und forschend den schweissnassen Asphalt unserer Nationalstrassen zu zermalmen. Den Asphalt und auch ein wenig, was darauf unterwegs war, beklommen wie auf einem nicht allzu festen Eis (man hatte gesehen, wie es unter den Maschinengewehrsalven aufzuspritzen begann), ein Auge auf die glänzenden Fliegen gerichtet und das andere auf den nahen Graben, wie Ameisen, die auf der Rille des Parkettbodens kleben. Wenn man auf diesen trägen, durch sein Geheimnis noch gewaltigeren Strom zuging, der zwanzig Kilometer vor ihm die Schläfen mit dem warmen Wind eines Waldbrands trocknete, spürte man unwillkürlich, wie sich die Waffen in den eigenen Händen zusammenkrümmten, sie sind lächerlich, stumpf und leicht, oh, so leicht, ja, leichte Waffen – sogar dieses 25 mm Geschütz, dem man vertraute wie seiner rechten Hand, und man be-

gann plötzlich den Kopf zu schütteln vor diesem lächerlichen kleinen Streichholz, seinem kleinen Caisson und seinen zwei Gummirädern – ja, es war wirklich kaum ernst zu nehmen: eine Ausrüstung für leichtes Zelten wie der Anhänger hinter einem Fahrrad. Gewiss, es durchschlug Panzer, aber im Grunde war man nicht mehr sehr überzeugt, dass es auch ihre Panzer durchschlug – man hätte es gern vorher gesehen, um sicher zu sein – man spürte sehr wohl, dass es besser wäre, wenn es beim ersten Mal nicht schief ginge. Der Sieg ist auch eine Panzerung. Als ob der Feind einen starken Wind vorausgesandt hätte, spürte das Bataillon plötzlich die ganze grosse Fläche nackter Haut vor diesem in Eisen gekleideten Heer. An diesem Morgen, am 24., war diese Haut – es war keine Schande, das festzustellen – gestäubt. Es blieb (Leutnant G. saugte gierig an ihm) noch dieser Atembeutel des Kriegers in Not: das Gefühl für die unglaubliche Unvorhersehbarkeit des Krieges, die Dinge, die nie so abliefen, wie man gedacht hatte. Man würde schon sehen. Niemand hatte sich darum gekümmert (man hatte anderes zu tun), dem ein wenig Gestalt zu geben, was diese Infanteriedivision, die von den ruhigen holländischen Ufern heruntergekommen war, ohne das Feuer gesehen zu haben, vor sich antreffen würde; sie versuchte, im Gegrübel ihrer Nacht in immerhin lebbareren Bildern das undenkbar Ding zu fassen und zu beschwören, das nun ihren Horizont blockierte: diese Klinge, die innerhalb von acht Tagen das Land durchtrennt hatte wie ein Messer ein Stück Butter und die nun, da ihre Stahlspitze an die Küste stiess, nach unten Richtung Dünkirchen auswich, um den Brocken mit einem Schnitt abzutrennen. In ihren schlafwandelnden Nächten auf den belgischen Ebenen hatte die Division energisch abgelehnt, sich etwas auszumalen; das war ihre Abwehrreaktion gewesen: Man kann mit offenen Augen schlafen, und dann waren da der Hunger, die Müdigkeit, das nie sehr fer-

ne Brummen, das an den Augen zog, das Gerangel der Beine und Ellbogen um das magere Stroh im Quartier am Ende der aufreibenden Märsche. Aber sie war auch schlaflos – sie kannte das böse und luzide Erwachen des Verurteilten, dem noch ein Aufschub gewährt wird: Mochte sie auch noch so sehr darüber hinwegtäuschen und im Zickzack quer durch die Niederlande marschieren wie ein Be-trunkener, sie hatte dennoch, wie wenn einem das Essen im Magen liegt, das Gefühl, dass ihr ein nicht angenehmes Treffen bevorstand, und spürte deutlich, dass sie *dem* nicht endlos ausweichen würde. Und was vor dem marschierte, davon machte man sich eine recht genaue Vorstellung: die Flugzeuge – von Belgien aus konnte man sich ein Bild davon machen. Aber der Aufeinanderprall, das Entern, das Weisse im Auge des andern, das Schnauben der Nüstern, die so packende und so wenig abstrakte Art und Weise, mit der die Infanterie instinktiv Feindberührung aufnimmt, wenn man versuchte, sich das vorzustellen: da suchte der Geist das Weite. Diese Panzer – diese «Tausende von Panzern» –, was mochte das wohl darstellen? Eine Horde grosser gelber Laufkäfer – mit eher verschlossener Miene und dieser heimtückischen Schnelligkeit der Kurzbeinigen – geschlossen Schulter an Schulter vorrückend wie die Bisons in Amerika? Oder was sonst? Mit diesen Vorstellungen freundet man sich nicht an; man versuchte, krampfhaft an etwas anderes zu denken. Auf der wohltuenden Strasse, denn jetzt war das Wetter prächtig, machte jeder für sich seine kleinen persönlichen Aufräumarbeiten und versuchte, in seine tiefen Schränke, wo man nicht näher hinzublicken wagte, ein wenig Desinfektionsmittel zu spritzen. Für Leutnant G. war das eher der Zynismus; zeitweilig gelang es ihm, die Sache sogar von der heiteren Seite zu nehmen. Eine Art alberne Hochstimmung steckte in dieser Katastrophe, das stand fest, die dem Herzen ermöglichte, nicht unterzu-

gehen und sich schliesslich sogar in etwas zu entspannen, was recht stark dem *Lachen des Idioten* glich: Admiral Nord – die Flugzeuge – der Wanderzirkus auf den Strassen – die holländische Armee, die ganz aufrecht im Sattel sass und in die Pedale trat (und die Beine hoben sich alle im selben Takt, man sah, dass sie die *grosse Übersetzung* gewählt hatten) Richtung Süden, den Helm im Nacken festgezurt und mit so wohlherzogener Miene – die in Boulogne festsitzenden Generäle, während man selbst wie ein Tourist quer durch Belgien fuhr – die Zivilisten in Gravelines, die so rasch in beide Richtungen gingen und dabei ihres Ziels so gewiss dreinblickten – und dann diese Sonne und diese Pesthitze, die so sehr an Ausflug und Volk auf Urlaub gemahnte mit all diesen Leuten, die auf den Strassen frische Luft tankten wie an einem riesigen Bank Holiday – immerhin ein ganz schön komisches Abenteuer! – wie merkwürdig, wenn man es aus einem gewissen Abstand betrachtete, und sogar fiebererzeugend, wenn man näher darin verwickelt war. Die ganze Welt war wie ein Haus, das eine Bombe in die Luft jagt und eine Sekunde lang den Gesetzen der Schwerkraft einen heiteren Spielraum gewährt. Man hatte sich wirklich sehr viel aufgebürdet – die Dinge waren weitaus mehr, als man dachte, dazu geschaffen, mitgenommen und zurückgelassen zu werden – man fand plötzlich in sich das nicht allzu verdrossene Geklapper der schönen historischen Aussprüche «Nach uns die Sintflut», «La France, ton café fout le camp». Für Leutnant G., der Literatur gelesen hatte, kam die Literatur wieder: Ein kleiner Satz hämmerte idiotisch gegen sein Gehirn – wie diese tief sitzenden Sätze am Ende der langen Nachtmärsche – und liess seine Lippen ein wenig das Zahnfleisch entblößen: «Fanal de Maldoror, où guides-tu ses pas? (Laterne Maldorors, wohin lenkst du seine Schritte?)» Admiral Nord nahm in seiner Welt eine unglaubliche Bedeutung an: halb Grand Guignol, halb Père Ubu – es war merkwürdig, mit welcher Freude er immer

wieder darauf zurück kam und sich dabei selbst zuzwinkerte, wirklich wortlos – er begann, diesmal von innen, halb die enormen spöttischen Bemerkungen und die groteske Verzerrung des Bilds des Anführers zu begreifen, für die die Truppen ihren ganzen Witz aufboten; die Legionäre Cäsars, die über den glatzköpfigen Verführer scherzten, oder die Mütze von Marschall Bugeaud: keineswegs ein Bedürfnis, ihn wie seinesgleichen zu behandeln, wie man glauben könnte, und sich auf gleichen Fuss mit ihm zu stellen (der kleine Gefreite – für Napoleon – war für die Soldaten eben kein Gefreiter wie die andern), sondern vielmehr, den Anführer und ein wenig auch seine Truppen, die zu ihm gehören, in die Welt der Fabel – in eine andere Kategorie – gleiten zu lassen, eine Welt, in der Pater Dupanloup im Fesselballon aufsteigt und die Kugeln nicht ganz einfach in die Haut eindringen. Wenn wir sagen, «er begann», so muss man das so verstehen, dass der Autor in Anbetracht der Umstände seinem Protagonisten einen gewissen Kredit gewährt: Zu diesem Zeitpunkt ging Leutnant G. seinen Gedanken nicht lange nach, und man kann sogar mit gutem Grund annehmen, dass er nicht sehr intelligent war.

Der Befehlsstand des Bataillons war in St. Georges, einem winzigen und recht unscheinbaren Dorf inmitten der hier von Hecken unterbrochenen Ebene. Man hörte noch immer keinen nahen Schlachtenlärm, und das Kommen und Gehen im Dorf unterschied sich kaum von dem leicht schleppenden Treiben bei der Ankunft in einem Quartier. Doch die Kompanie ging sofort auseinander, und man führte Leutnant G. zum Standort seines Zuges. Die kleine Strasse, die zur Aa führte, setzte auf einer sehr niedrigen Böschung über ein Gleis – ein paar hundert Meter weiter vorn war die Aa von einem kleinen Wald, ziemlich dichten Hecken und einem zweistöckigen Bau, der einem Mühlenbetrieb glich, verdeckt. Obwohl man schon vom Dorf an die Vorkehrungen für den Kampf getroffen

hatte, wusste man nicht recht, in welcher Haltung man durch diese grüne und paradoxerweise friedliche Landschaft ziehen sollte: übertrieben in Deckung gehen, erschien lächerlich – einige vereinzelte Schüsse da und dort, deren Herkunft sich schlecht ausmachen liess, rieten jedoch davon ab, allzu zwanglos herumzuspazieren, so dass der Zug durch eine Art Kompromiss und mit der verlegenen Miene von jemandem, der so tut «als ob», hintereinander an den kurzen Hecken entlang ging und dabei, wie bei der Übung, halb den Rücken krümmte, unbeholfen halb abtauchte und sich dann wieder munter aufrichtete wie ein Schwimmer, der nur kurz ins Wasser geht. Leutnant G. liess seine Truppe, die als «Unterstützung» zurückblieb, zweihundert Meter weiter hinten im Schutz einer kurzen Hecke und nahm, diesmal sorgfältig in Deckung – der Feind war angeblich auf dem gegenüberliegenden Ufer –, Fühlung mit der Linie auf, die den Kanal hielt. Nach einer Biegung führte die Strasse ganz nah an dem zweistöckigen Gebäude direkt an das Ufer der Aa. Eine Art Treidelpfad verlief auf einer Böschung an der Aa entlang – hinter der Böschung lagen zwei MG-Schützen, am Rand des Wegs über ihren Köpfen, mit angezogenen Beinen eingerollt mit ihren Waffen in Stellung – auf der anderen Seite der Strasse tranken zwei Soldaten in einer Schenke am Rand des Kanals im Stehen an der Theke seelenruhig ihren Pernod, den ihnen eine kleine alte Frau servierte. Auf dem Ufer gegenüber verstellte hinter einem grasbestandenen Weg, der an der Böschung entlangzuführen schien, vierzig Meter weiter ein Gestrüpp mit kleinen, dichten und laubreichen Bäumen vollständig die Sicht – die Aa war kaum mehr als dreissig Meter breit, und da und dort ragten hinter ihr einige hohe Pappelwipfel empor. Leutnant G. war äusserst ratlos vor diesem eigentlich nicht sehr kohärenten Bild eines Schlachtfeldes und rief aus dem Graben den MG-Schützen über die Strasse zu, denn er hielt es, er wusste nicht recht warum, für ungesund, sie zu überqueren: Das lag

vielleicht an der merkwürdigen, sehr reglosen und viel angespannteren Haltung der geduckt liegenden Männer – Leute, die diesmal ihre guten Gründe zu haben schienen, keinen Finger mehr als notwendig über den Weg ragen zu lassen. Die Schützen waren recht aufgekratzt und vielleicht auch aufgemuntert, weil sie jemanden kommen sahen, denn die Böschung schien wirklich kaum besetzt, und erklärten, dass auf dem Ufer gegenüber ab und zu deutsche Panzer fuhren: Sie beschossen sie nach Gefühl mit durchdringenden Kugeln, wobei sie nur die Hand, die den Abzug drückte, über die Böschung wagten – die Panzer fuhren in kaum dreissig Metern Entfernung –, aber ihr grösster Erfolg bis jetzt, auf den sie sehr stolz waren, hatte darin bestanden, sie zu zwingen, den Turm, in dem der Schütze in Hemdsärmeln und ohne Kopfbedeckung zu sehen war, eiligst zuzuklappen.

«Die haben sich ganz schön schnell geduckt, Herr Leutnant, das hätten Sie sehen sollen!»

Leutnant G. machte verdutzt kehrt. Die mangelnde Kohärenz dieser ganzen Angelegenheit verblüffte ihn: der Bericht der in Deckung liegenden Schützen neben den Soldaten, die an der Theke tranken wie Sonntagsangler, erschien ihm wie eine halb verrückte Geschichte – dabei hörte man, das war gewiss, ziemlich weit hinter den Bäumen Motorenlärm. Aber so wenig kriegerisch ... Leute, hätte man meinen können, die am Schluss einer Landpartie die Lebensmittel einpackten – so friedlich inmitten dieser Sonne und dieser laubreichen Ebenen an diesem stillen Gewässer und in dieser Ruhe ... Die Schneid der Schützen, die dreissig Meter entfernte Panzer mit Feuer belegen, imponierte ihm und kam ihm in diesem Moment grandios vor: sie mussten sich trotz des Flusses ein wenig verlassen fühlen.

Der Zug bezog auf den flachen, von seichten und zu dieser Jahreszeit völlig trockenen Watergands durchzogenen Feldern, die sich

hinter der Aa erstreckten, Stellung. Allem Anschein nach hatte man sich einzugraben und zu warten. Leutnant G. postierte sich mit seiner mittleren Gruppe hinter einer mageren Hecke. Auf diesen freiliegenden Feldern Deckung zu finden, war mehr als schwierig. Alle begannen, auf aufgestützten Ellbogen die trockene Erde aufzuscharren: In dieser unbequemen Position und mit dem winzigen tragbaren Werkzeug ging die Arbeit nicht schnell voran. Leutnant G. fand in diesem Moment seine herausragende Würde, die das Tragen von Werkzeug nicht vorsah, äusserst unbequem – er trauerte der guten Schaufel nach, die er am Abend des 10. Mai in Winnezeele mitnehmen wollte. Von Zeit zu Zeit liess er sich, ohne sich aufzurichten, das Werkzeug eines Mannes geben, der beim Graben innehielt und verschnaufte: dieses recht schüchterne Bitten, denn die Männer beeilten sich, liess ihn plötzlich wie einen leicht lächerlichen Parasiten wirken, wie den Penner des Zuges. Im Liegen ein Loch unter sich zu graben erschien, als er damit zugange war, unendlich viel komplizierter als in der Vorschrift vorgesehen – vor allem für die Beine – eine gänzlich unerwartete Schwierigkeit.

Wiiii ...

Leutnant G. empfand für die Dauer eines Peitschenknalls einen merkwürdigen, unbekanntem Eindruck, wie eine zweite Geburt: er spürte seinen Körper. Lebendig. Ganz. Bewohnt. Zerbrechlich. Plötzlich hier! Er spürte überall und gleichzeitig unter seinen Kleidern eine nacktere, bebendere und wachere Empfindsamkeit, zarter als die einer Zirkusreiterin, die ein Cowboy mit Peitschenhieben entkleidet. Als ob die Kugelgarbe, die ihn eingehüllt hatte – er fühlte sich tatsächlich eingehüllt von einer blendenden magnetischen Bestreichung – ihn mit einem Schlag auf seiner ganzen Oberfläche geweckt, modelliert, liebkost und umhüllt hätte mit dem phosphoreszierenden Strahl einer irgendwie sanften und elektri-

schen Hand, die eins ums andere jedes Haar aufrichtete – man hätte gemeint, er spürte, wie die Wurzel jedes Haares ganz eigenartig seine winzigsten Muskeln bewegte: ein leichtes Insektenkribbeln, plötzlich direkt unter der Haut – eine Art liebendes Kitzeln. Dann schien dieser emporgehobene, bis in seine am Tiefsten schlummernden Säfte gerüttelte Körper wieder auf ihn zurückzufließen und ihn zu rollen wie eine Welle, die in einer enormen, schrecken-erregenden, überwältigenden Offenbarung hereinbrandet; die Gewissheit, *dass es so weit war*. Zwei oder drei Zweige fielen friedlich und träge auf den Rand seines Helms, ohne sich zu beeilen, wie Tropfen von einem Baum. Zehn Sekunden – oder eine Minute – blieb er reglos, aber so, wie er nicht wusste, dass man es sein konnte: mit einer Feinheit in der Reglosigkeit, die ihn dem Genie der Mineralien, der Steine zuschlagen würde, als ob er von einem Ende seines Körpers zum anderen nichts anderes wäre als Schwebel. Dann machte sich in ihm eine Art wärmende, wunder-same Morgendämmerung breit, die sich überall in ihm ausbreitete wie die aus den Wolken hervortretende Sonne, *es war vorbei*. Unendlich behutsam begann er, sich auf die Ellbogen zu stützen, und rollte unter dem Visier seines Helms einen Blickfaden aus.

Wiiii

Wieder die Peitsche des Cowboys – diesmal noch näher, wenn dies möglich wäre: in zehn, fünfzehn Zentimetern. Er spürte plötzlich, wie seine Nerven in einer Art irrer Panik erschlafften und ihn im Stich liessen wie ein geschlagenes Tier, das scheut – wie das Leben sich zurückzog, in seinen Bauch sank, als ob es von der Erde aufgesogen worden wäre – wie das Wasser eines Teichs, der geleert wird. Mit einer leichten Bewegung des Fingers versuchte er, seinen (so gut wie leeren) Tuchbeutel vor seinen Kopf zu schieben: etwas, irgendetwas vor dem Schädel zu haben – und sei es auch nur ein Stück Stoff. Gleichzeitig bemühte er sich, mit einem Versteifen des

Nackens und einem Schieben von Stirn und Nase, wie ein Ochse, der den Pflug zieht, sein Gesicht in die Erde zu drücken – die schmutzige Erde, die nicht nachgab und sich weigerte, ihn in sich aufzunehmen. Das Visier des Helms stemmte sich gegen den Boden, und der hintere Teil ging hoch wie ein Ventil. Hinter sich fühlte er die riesige Länge seiner freiliegenden Beine. Er war als ganzes ein gewaltiger, frenetischer Protest. «Das ist nicht möglich!» Und gleichzeitig war er die Gewissheit, dass es möglich war, dass er da war und dass es keinen Ausweg gab. Denn die Bombe oder die Granate spricht von Rissen, von Erschütterungen, von Verstümmelungen, von Leiden, aber die Kugel (merkwürdig, wie der Körper diese Sprache plötzlich mit solcher Gewissheit entziffert) spricht nur vom Tod. Beinahe abstrakt, beinahe metaphysisch: dieses deutliche, präzise, genau abgegrenzte Pfeifen – so geringfügig. Aber nur der Tod. Das verkrampfte Gefühl einer enormen Absurdität, einer irren Ungerechtigkeit ging ihm mit dem ersten Schuss durch den Kopf! ... auf *ihn*, ihn allein zielte dieser Idiot, wo es doch auf allen diesen Kilometern von Männern wimmelte; für die Dauer eines Blitzes malte er sich mit traumhafter Präzision den aus seiner Langeweile geweckten Schützen aus, der sich mit der Zigarette im Mundwinkel fragte, ob es sich lohne, noch einmal «draufloszubal-tern» – das konnte einfach nicht möglich sein, es musste ein Mittel geben, dem sofort Einhalt zu gebieten. *Das war nicht möglich.* Ohne zu blinzeln, ohne selbst das Augenlid zu bewegen, liess er seine Pupille in den Augenwinkel zu seinem Gruppenchef hin wandern, der totenstill gleich neben ihm lag, und nahm wie eine elektrische Ladung die Pupille des anderen wahr, die sich auf dieselbe Weise ihm zuwandte: ja, das war *wirklich* sehr knapp gewesen. Zeit verstrich, Sekunden oder Minuten. Zeit. Dann stützte er sich mit derselben Bewegung wieder auf seine Ellbogen. Diesmal nichts mehr: es war vorbei. Vorbei wie ein Julihagel: jäh die grelle Sonne.

Er wäre allerdings nicht besonders erstaunt gewesen, wenn er beim Aufstehen an sich die Spur irgendeines seltsamen Phänomens entdeckt hätte: sich zum Beispiel mit Blutschweiss bedeckt zu sehen. Es gab keinen einzigen Verwundeten in der Gruppe, die sich wieder zu schütteln begann, ohne sich allzu sehr zu beeilen, mit verlangsamt Reflexen und leicht benommen, wie ein Mann, der wieder zu sich kommt. Im Sack des Schützen ein unerwarteter harter Gegenstand, der hin und her rollte: eine grosse volle Kugel aus Weissmetall, ein Abpraller. Ein schweres Maschinengewehr. Ein Panzer. Die Männer reichten sie herum und schüttelten den Kopf, als ob sie plötzlich ganz locker wären, weil sie nicht umsonst Angst verspürt hatten.

Leutnant G. (diesmal blieb er sorgfältig in Deckung) besuchte die Gruppe rechts von ihm. Die Männer hoben, als wären sie auf dem Laufenden gewesen, alarmiert die Nasen, als sie ihn erblickten, und er begriff unversehens diesen merkwürdigen lumineszierenden Eindruck, den er auf seiner ganzen Haut spürte: Der Panzer hatte Salven von Leuchtpurgeschossen abgefeuert. Panzergranaten explodierten nun in ziemlicher Entfernung da und dort in den Bäumen: Die Landschaft begann sich sichtlich zu beleben. Der Arzt des Bataillons schlich in Eile hinter eine benachbarte Hecke: Es gab Verwundete am Kanal. Aber nichts organisierte sich in diesen Geräuschen – man konnte nicht wissen, was eigentlich hinter diesem belaubten Saum der Aa vor sich ging. Die individuellen Löcher fingen gerade an, Gestalt anzunehmen, als ein Schreiben von der Kompanie eintraf: Den Zug zur Brücke X fünfzehnhundert Meter südlich über die Aa führen.

Da man weder eine Karte noch einen Hinweis auf die Annäherungswege hatte, war es am besten, etwa hundert Meter vom Ufer entfernt an der Aa, wo die Bäume und das Weidengestrüpp eine gute Deckung boten, entlangzugehen. Aus der anscheinend völlig

menschenleeren und sehr geschlossenen Landschaft mit ihren grünen und hier von Hecken abgetrennten Feldern sickerte stumm, über winzige Einzelheiten – weniger für das Auge, hätte man gemeint, und eher für eine Art intimen Sinn, der soeben erwacht war – etwas von diesem Unbehagen, das die Okkultisten von «gefährlichen Landschaften» sprechen lässt: Man spürte, dass Kraftlinien, deren Unkenntnis sträflich war, dass unsichtbare Bahnen, deren Sinn oder Richtung man nicht vermutete, sich darin verknäuelten – von Zeit zu Zeit zersprangen kleine Panzergranaten fast geräuschlos und klirrten bloss dumpf wie ein zerbrechender Krug in den Wipfeln der Eschen: ein schönes orangerot aufquellendes Licht, das in einem schwarzen Rauchfaden aufging. Man kreuzte den Zug De K., der aus der Gegenrichtung kam und warnte, dass man hundert Meter weiter unter das Feuer eines Maschinengewehrs kommen würde, aber kein Maschinengewehr feuerte. Was Leutnant G. sehr verwirrte und ihm gleichzeitig auch nicht sehr beruhigend vorkam, war, dass die intakte Landschaft, ihre Festbegrünung, in der die Granaten mit ihrer schönen orangen Kugel da und dort Lampions für den 14. Juli aufzuhängen schienen, so wenig einem Schlachtfeld glich. Er stellte sie sich immer nur von den Granaten gepflegt und entstellt vor, ohne sich wirklich klarzumachen, dass alles auch seinen Anfang hat. Mit der neuen Weise, mit der er seit heute morgen seine Umgebung als einen Block ohne Einzelheiten wahrnahm und einen Gesamteindruck auf sich einwirken liess, der sich umso schwieriger bekämpfen liess, als man keine Besonderheit in ihm ausmachen konnte (mit einer Tonalität, die sich, er wusste nicht warum, jäh aufhellte und dann verdüsterte, als hätte er, schon wenn er über eine Hecke stieg, alles rings um ihn durch die gewittrige Farbe von dunklen Brillengläsern wahrgenommen), spürte er lebhaft, dass etwas Ungewöhnliches und deutlich Düsteres, das nicht

das Zerspringen der Granaten war, einen Tropfen Gift in diese Palmsonntagslandschaft träufelte und einem das Einatmen vergällte, als ob sie angefangen hätte, von innen zu verfaulen. Er erkannte schliesslich, dass es die Telegraphendrähte der Eisenbahnlinie waren, die gekappt von ihren Pfosten baumelten und, ohne dass er sich dessen bewusst gewesen wäre, seinen Blick auf sich gezogen hatten: die erste Retusche, die die Granaten an der Landschaft vornahmen (merkwürdig, diese hartnäckige Neigung der Granatensplitter zu den elektrischen Leitungen) und die einen sehr eigentümlichen Eindruck der Zerrüttung erzeugte.

Der Zug wanderte dergestalt über einen Kilometer weiter. Dort endeten die Hecken und das Gestrüpp am Ufer der Aa plötzlich, und es erstreckte sich am Flussufer eine riesige flache, zwei Kilometer lange und mindestens einen Kilometer breite Wiese, die völlig leer wirkte. Hinter der Wiese entdeckte man wie auf einem holländischen Gemälde die Häuser und die Kirche der Kleinstadt Bourbourg, die im goldenen Spätnachmittagslicht zu schlummern schien, während ihr Kirchturm gerade mit lautlosen Splittern bekränzt war. Aber auf der Aa, die man hier auf zwei Kilometer Länge sah, war keine Spur von einer Brücke. Leutnant G. wurde langsam sehr verlegen. Den Zug an diesem glatten Ufer auf der Suche nach der Gespensterbrücke zu riskieren mit diesen Panzern, die auf der anderen Seite herumfuhren, das versprach eine Landpartie im Kugelregen zu werden: Es war im Grunde der helle Wahnsinn. Der Befehl (es war nicht das erste Mal, dass er vom Bataillon einen falschen Befehl erhielt) begann ernsthaft sein Misstrauen zu wecken: Für fünfzehnhundert Meter mochte das ja noch angehen, aber es war völlig undenkbar, einen Zug an der Front vier Kilometer weit zu verlegen, ohne dass sich der Befehlsstand der Kompanie bewegte. Er hielt seinen Zug hinter der recht dichten Hecke, die hier noch die Aa säumte, und schickte seinen Verbindungsmann aus, um Auskünfte über die Lage der Brücke und, wenn möglich,

eine Route einzuholen. Dabei fühlte er sich eigentlich recht unbehaglich: Er konnte sich noch so oft vorsagen, dass er alle seine Leute völlig umsonst in den – sicheren – Untergang treiben würde, wenn er die Truppe am Ufer entlangschickte, er spürte gleichzeitig eine persönliche, instinktive Vorliebe für den Schutz der Hecke in sich, wodurch seine Überlegung dann doch unklarer wurde – aus einem Streben nach Unparteilichkeit begann er unversehens wieder zu glauben, dass irgendwo trotz allem eine Brücke existieren musste, eine Brücke, wo man ihn vielleicht erwartete – kurz, seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Dazu kam noch der Eindruck, dass sein Mann in diesem Augenblick Schiss hatte; jemand, der es vielleicht nicht besonders eilig haben würde, mit einer Nachricht zurückzukehren.

Das Ufer war hier nicht völlig leer: hundert Meter weiter links waren vier oder fünf Engländer mit einer Art Panzerabwehrgewehr hinter einer Hecke postiert. Sie mussten durch die buschigen Weiden auf dem Ufer gegenüber etwas erblickt haben, denn sie schossen drei oder vier Mal, aber sie schossen nicht lang. Ein dichter Schwarm kleiner Panzergranaten zersprang rings um sie in den Bäumen und sogar hinter den Franzosen; die Engländer nahmen sofort ihr Gerät und zogen sich in schnellem Laufgalopp bis hinter den Zug zurück. Man sah, dass sie nicht wirklich davonrannten: Es gab trotz des Laufschriffs eine gewisse Ordnung, aber die Männer begannen nervös zu werden. Über den Beschuss mit den Panzergranaten wurden die Köpfe geschüttelt: Man spürte jetzt unwillkürlich in der Magengrube, dass schon ein kleiner Klaps genügen würde, um beim Mann gegenüber einen festen Faustschlag auszulösen. Aber «gegenüber»? was war eigentlich gegenüber? Man konnte durch diese buschigen Weiden nichts sehen, es war irritierend – eine Sekunde lang sah ein Mann durch einen Spalt zwischen den Ästen in der Ferne eine Kolonne von Motorradfahrern auf einer

Strasse. Und immer noch dieser Motorenlärm ... Mit einem Schlag wurde alles klar. Ein französisches Aufklärungsflugzeug erschien hinter ihnen und flog ziemlich hoch auf die Aa zu. Plötzlich brach hinter der Reihe von Weiden, brutal wie die Alarmklingel bei einem Banküberfall, ein tolles Getöse von Kanonen, Gewehren und Maschinengewehren los, eine Art Finale, reich orchestriert mit spektakulären Manövern, die bis hin zum fernsten Horizont zu reichen schienen: Man hätte meinen können, es würde von überall geschossen, von jedem Baum, jeder Hecke, und wenn man die Gesichter nicht erbleichen sah, dann deshalb, weil sich unwillkürlich alle Rücken krümmten: So hatte wohl Macbeth, als er das Heer Macduffs plötzlich aus seinem wandernden Wald hervortreten sah, sein Herz stehenbleiben gefühlt. Die «paar Panzer, die mit Übungsmunition schossen» ... tja. Das rasch überzeugte Flugzeug gab Gas und machte mit voller Geschwindigkeit kehrt.

«So sehen also die Auskünfte des Bataillons aus», dachte Leutnant G. bitter. «Wenn es mit der Brücke genauso ist, dann ...» Er begann unterhalb des Magens eine Art Leere zu spüren: Es war nicht so sehr diese Kanonade gewesen, die ihn immerhin ein wenig erschüttert hatte, es waren mehr diese Engländer (was konnten diese Engländer mitten in der Kompanie wohl zu schaffen haben?), diese nicht sehr klaren Befehle, diese Gespensterbrücke, niemand in Sicht, diese riesige leere Wiese zu seiner Linken gegenüber dem dröhnenden Ufer, ein jähes Gefühl der Einsamkeit, des merkwürdigen Dahintreibens in der leeren Landschaft – die wachsende Überzeugung, dass hier etwas anfing, nicht mehr rund zu laufen. Er fühlte sich seit dem 10. Mai wie ein Rädchen in einer Maschine, deren Schrauben nicht sehr gut angezogen zu sein schienen. Auf das, was rechts war, was dahinter war, darauf konnte man sich stützen, damit konnte man sich verzahnen, aber das war ein wenig theoretisch, «im Prinzip», und nur in einem gewissen Mass:

Bei höherer Geschwindigkeit, man spürte es deutlich an einem unangenehmen Rattern an den Verbindungsstellen, würde die Zentrifugalkraft Schäden anrichten. Eine gewisse Unschärfe erschien dort, wo alles scharfe Kanten haben müsste: ungefähre Befehle, vielleicht um sich abzusichern, die viel verlangten und damit rechneten, etwas weniger zu erhalten – ungenaue Richtungsangaben: «dort drüben», «einen Kilometer weiter» – Berichte, die genauso wenig verlangt wurden, wie man einen Bauern auf einem Schachbrett fragt, wie er seine Zeit verbringt – äusserst vage Missionen, die manchmal vollständig totgeschwiegen wurden, als ob es vor allem darum gegangen wäre, auf einer Art abstraktem Schlachtfeld kurz aufzutreten, um der Vorschrift zu genügen und «das Aufgebot zu vervollständigen», ohne dass man wirklich irgendein Resultat erwarten würde. Es war eigenartig, dass dieser Eindruck des Leerlaufs, des Ausgeklinktseins, auch ohne ernsthafte Anzeichen, selbst in den kleinsten Rädchen der Maschine so unverzüglich in einer klaren Sprache zum Ausdruck kam: bei den Männern durch eine bekümmerte und leicht gereizte Frage: « Was haben wir denn eigentlich hier zu schaffen?» Es war tatsächlich kaum erklärbar, dass man so grossen Wert darauf legte, dass ihr da seid, und so wenig Wert darauf, dass ihr etwas leisten könnt; und mit wem. Ganz zu schweigen davon (und diese bittere Bemerkung verkniff man sich nicht), dass ein Bauer auf dem Schachbrett manchmal vergessen wurde, und zwar ein Bauer, der «eingeklinkt» war. Ein Bauer, der nicht aus Holz war, dessen war man sich bewusst, wenn man einen Zug befahl. Als Leutnant G. versteckt einen Blick auf seine Truppe warf – er hatte keine Lust, in diesen Momenten mit ihr zu plaudern –, fühlte er sich nicht ermuntert. Äusserlich war sie so gut wie unverändert, aber das Herz, man spürte es, war das im Stich gelassener Männer: eine Herde, die das Gewitter näherkommen spürt – und was er in diesen Momenten hörte, das war, wie inmitten

einer Herde, das Einziehen der Luft durch die Nase, ein warmes, hastiges, nach Luft ringendes Schnaufen; dann reichte eine Hand den Kanister weiter, und andere teilten ziemlich schweigsam ein Stück Brotrinde: Leutnant G. bemerkte, dass in der Truppe ein noch nicht zu hoher Grad von Angst herrschte, der eher den Appetit anregt (er wunderte sich übrigens, dass seine Soldaten ständig assen und tranken, sobald man einige Minuten lang Halt machte, unfähig sich etwas anderes vorzustellen, wie ein Rind, das sich wieder seiner Wiese zuwendet). Was er jetzt am meisten gewünscht hätte, das war allein zu sein – seine Truppe lastete mit ihrem ganzen Gewicht auf seinen Schultern. Er spürte sie beinahe körperlich an seinem Rücken kleben. In der Art Benommenheit, in die ihn das Getöse von gegenüber getaucht hatte, spürte er, dass sie ihm dort, wohin er ginge, nachgehen würde, aber das hier war das Ende: Seine Gruppen zu entfalten, zu entwickeln, manövrieren, jemanden als Aufklärer zu entsenden, daran war im Moment nicht zu denken; die Männer waren gelähmt von der Furcht. In diesem mageren Zug (dreißig Mann anstatt vierzig) hatte er keinen guten Gruppenführer: Der einzige, auf den er sich verlassen konnte, war an diesem 10. Mai auf Urlaub: er wird nicht zurückkehren. Er spürte lebhaft, dass der Moment gekommen war, seiner Truppe eine «gepefferte Rede» zu halten, sie «wieder in den Griff zu bekommen», wie es hiess – war aber völlig ausserstande, es zu tun, so sehr peinigte ihn plötzlich die groteske Sinnlosigkeit der Situation. Als er spürte, dass seine Truppe ihm die Schuld geben wollte, empfand auch er angesichts dieser bösen Farce das Bedürfnis, jemandem die Schuld zu geben, er ereiferte sich kalt, so gut er konnte. Was? Nichts Besseres war ihnen eingefallen, als angesichts der Panzer gegenüber diese kleinen Abordnungen von Anglern an den Ufern entlangzuschicken? Ohne eine Kanone (keine einzige französische Kanone hatte am Nachmittag geschossen), ohne Panzerabwehr

(doch ... es gab das Panzerabwehrgeschütz des Bataillons, aber wenn die Kompanie schon eine drei Kilometer lange Front hielt...), ohne Auskunft, ohne verständliche Befehle, ohne etwas – ohne irgendetwas. Und wozu um Himmels willen, wozu? Um dem andern eine Kaninchenjagd anzubieten? Natürlich gab es den Fluss. Aber er war so schmal, so schmal, dieser zwanzig Meter breite Wasserstreifen zwischen ihnen und den Panzern – man wusste schon, dass er das nicht aufhalten würde. Und zu seiner Linken, gegenüber dem Gestrüpp, aus dem dieser musikalische Tornado aufstieg, diese zwei Kilometer – ein Loch ... ein Vakuum, was mochte das wohl bedeuten? War man hier in einem Tollhaus? Und was sollte er nun in einer solchen Situation seinen Männern sagen? Dass sie die Panzer mit ihren Gewehren abschiessen sollen? Der Wahrheit zuliebe muss gesagt werden, dass Leutnant G. ein wenig dick auftrug, um pathetisch zu klingen: Mochte er auch einige Panzer gehört haben, so hatte er persönlich an diesem ganzen Nachmittag keinen einzigen gesehen – doch was er vor allem bekämpfte, indem er allmählich zornig wurde, das war, je mehr Zeit verstrich (der Verbindungsmann war noch immer nicht zurück), der zutiefst unbehagliche Eindruck, den er nicht abzuschütteln vermochte, dass die Landschaft, in der es ohnehin schon nicht wirklich von Männern wimmelte, sich rings um ihn unversehens geleert hatte.

Im Körper eines Mannes, der am Rand einer schütterten Feuerlinie eingesetzt wurde, erwacht mitunter, könnte man meinen, ein merkwürdiger Sinn – ebenso merkwürdig wie derjenige, der ohne Kompass die Piroge des Polynesiers durch ein inselloses Meer führt – ein Sinn, den man als den Sinn für die *Besetzung des Geländes* bezeichnen könnte. Dieses Feld gehört mir – aber diese Baumgruppe gehört eindeutig dir – in Richtung dieses Wäldchens ist mein Weg frei – aber auf diesem Kamm bestreichst du mich mit deinen Maschinengewehren.

Er ist viel stärker fehlbar als der der Einheimischen Ozeaniens; jedes dritte Mal wird er eine versprengte Truppe oder einen einzelnen Mann direkt in die Arme des Feindes führen; aber er funktioniert instinktiv: jeder richtungslosen Truppe gibt eine schlafwandlerische Überzeugung ohne Zögern und ohne sich auch nur auf irgendeinen Anhalt stützen zu können die Richtung an, in der man sich wieder mit seiner Horde vereinigt, *die richtige Richtung*. Was Leutnant G. in diesem Augenblick empfand, war sicherlich der Empfindung der Verwirrung und Verstörtheit eines Waldtieres ähnlich, das langsam, ohne es noch deutlich zu erkennen, zu ahnen beginnt, dass es auf den Gründen eines anderen Clans zu jagen begonnen hat. Das Gefühl der Leere, das er empfand, liess sich auf nichts Überprüfbares zurückführen, ausser vielleicht auf das Fehlen gewisser unbestimmter Geräusche: Stimmen in der Ferne, Werkzeuglärm oder das Rattern von Karren, die das Ohr in einem bewohnten Landstrich, in dem Leben herrscht, mit derselben tiefen Unaufmerksamkeit registriert wie das Ticktack einer Wanduhr in einem Büro, und hört man es nicht, blickt man unwillkürlich auf seine Uhr, um zu merken, dass es schon höchste Zeit ist, zum Abendessen nach Hause zu gehen. So war rings um ihn eine bloss leicht verfrühte und, in Anbetracht der Umstände, ein wenig ungewöhnliche *Abendstille* entstanden. Die Pflanzungen der kleinen Granaten glühten fast nicht mehr auf den Kugeln der Eschen, die Stille legte sich auf die Wiesen mit dem verlängerten Schatten der Bäume – man hatte den Eindruck, dass so ziemlich überall hinter den grünen Deckungen der Hecken Leute ihr Werkzeug geschultert hatten und sich in dem komplizierten Zickzack der Pfade auf dem Land ohne Eile auf den Weg machten, um ihr Nachtlager aufzusuchen. Plötzlich lief ein Soldat, der wie aus dem Nichts aufgetaucht war, Hals über Kopf hinter den Zug und schrie mit diesem Beiklang der Panik, der jäh die Haut erkälten lässt: «Wir setzen uns ab: die Deut-

schen kommen!» Leutnant G. hatte noch keine Zeit gehabt, sich umzudrehen, da folgte schon ein halbes Dutzend Männer aus seiner am Weitesten entfernten Gruppe geschlossen dem vor dem Feind fliehenden Soldaten auf dem Fuss und verschwand hinter der Hecke.

«Das fängt ja gut an», knurrte Leutnant G. äusserst nervös. Er tat reflexartig drei Schritte, um die wilde Flucht aufzuhalten, spürte aber plötzlich, dass er, sollte er loslaufen, nicht allein loslaufen würde: Gott weiss, wo das enden würde. Er begann mit trockener und wütender Stimme, die nicht weit trug, seinen Männern nachzurufen, aber die Gruppe war schon im Grün untergetaucht: keine Chance, sie bald wiederzusehen. Die übrigen Männer kamen nervös und schweigend aus ihren Löchern hervor wie ein Teufel aus seiner Kiste, so wie man aus seinem Haus tritt, wenn man die Erde beben spürt, drängten sich mit bleicher Miene an ihn, warfen nach allen Seiten argwöhnische Blicke und atmeten noch lautstärker durch die Nase. Leutnant G. hatte die grösste Mühe, sie wieder ein wenig zu zerstreuen.

«Da sind sie! Da sind sie», rief plötzlich ein Soldat, der zur Wiese hinüberblickte.

Die jetzt tief am Horizont stehende Sonne warf bereits überall verlängerte Schatten hinter den Bäumen, aber zur Linken war die riesige Wiese bis nach Bourbourg, wo der Bombenangriff aufgehört zu haben schien, eine einzige einheitliche Fläche goldenen Lichts. Auf der vorhin leeren Wiese sah man nun in sechs-siebenhundert Metern Entfernung deutlich, wie kleine schwarze, sehr zerstreute Silhouetten, sieben oder acht, mehr nicht – mit dem nicht sehr eiligen Schritt heimkehrender Arbeiter – man hatte überhaupt nicht den Eindruck einer Truppe, eher den von Leuten, die getrennt ihren Geschäften nachgehen –, vom Ufer des Kanals weg vorstiessen. Franzosen oder Deutsche? Leutnant G. war verunsichert. Es war

unwahrscheinlich, unglaublich, dass Deutsche dort übergesetzt hätten, ohne dass man den geringsten Schusswechsel gehört hätte – auf der anderen Seite war die beinahe bäuerliche Ruhe dieser Spaziergänger gerade jetzt nicht besonders beruhigend. Nachdem Leutnant G. gesehen hatte, wie sich der Mann vorhin «abgesetzt» hatte, fand er, dass es den gutmütigen Silhouetten mit einem Mal wirklich an Lebhaftigkeit fehlte. Eine andere Fauna, hätte man meinen können – ein leicht schwerfälliges Wiegen in den Hüften, das überraschte, jedes Bein setzte sehr deutlich nach dem andern auf wie bei Leuten, die ein Boot mit einem Seil treideln – Zweifüssler, die sich nicht auf die ganz selbe Art und Weise bewegten. Hätte er bloss ein Fernglas! Niemand hatte ihn je darüber unterrichtet, was links von ihm, rechts von ihm und gegenüber lag. Das Feuer auf diese verdächtigen Silhouetten zu eröffnen, war mehr als beängstigend: Sein Instinkt mochte ihm noch so sehr das Gegenteil einreden, das konnten nur, das mussten Franzosen sein, die anfangen sich abzusetzen. Plötzlich hörte man Rufe in der Ferne: Hinter einer Hecke, in zweihundert Metern Entfernung begann der wieder aufgetauchte Verbindungsmann frenetisch zu gestikulieren, als ob er uns aufforderte, eiligst zurückzukehren. Dann lief er ohne zu warten Hals über Kopf davon und verschwand.

Leutnant G. begann innerlich von ganzem Herzen zu fluchen und zu wettern. Von Zorn und Angst verkrampft, buchstäblich krank in diesem Moment der Unentschlossenheit, ging er mit grossen Schritten, ohne sich weiter um die Panzer zu scheren, auf und ab, wobei ihn seine stumme und verschreckte Truppe aus respektvoller Distanz mit schiefen Blicken ansah, die ihn nicht aufmunterten, so als ob er begonnen hätte, kaum mehrdeutige Anzeichen einer geistigen Störung zu zeigen. Er spürte genauso deutlich wie alle anderen, dass sich das Bataillon in diesem Augenblick absetzte, dass er ganz allein am Kanal war, an dem jedes Schiessen aufgehört hatte.

Er machte sich keine Illusion mehr über die Identität der Silhouetten, die nun sehr weit und über seine linke Seite hinaus auf die Wiese vorgedrungen waren. Er spürte sehr wohl, dass es nun keine Minute zu verlieren galt. Doch in diesem Moment griff keine vernünftige Überlegung in ihm: Er war nur mehr zorn erfüllt, verrückt vor Zorn auf diese inkohärenten und schwachsinnigen Befehle, auf dieses Gespensterbataillon, das sich hinter den Hecken verflüchtigte, auf den Schiss dieses Verbindungsmanns, der in so sicherer Entfernung die Arme geschwenkt hatte. Wenn es so ist, na, *dann werden sie schon sehen!* Zunächst einmal war er abgesichert: ein Artikel der Dienstvorschrift lautete, dass man sich nicht ohne schriftlichen Befehl absetzte – das war klar, das war eindeutig – na, dann würde er eben hier auf die schriftlichen Befehle warten! Ohne sich zu rühren. Bis sie kommen. Genau – und niemand kann ihm etwas dreinreden – er würde ihnen den Mund stopfen – das würde als Warnung dienen – beim nächsten Mal würde man vielleicht nicht mehr so mit ihm umspringen, man würde sehen, aus welchem Holz er geschnitzt war, dass er sich nicht so leicht herumkommandieren liess und es mit der Vorschrift eher genau nahm. Zeitweilig frohlockte er, wenn er sich die Miene des Majors ausmalte, wenn er ihm mit ganz phlegmatischer Stimme antworten würde: «Herr Major, ohne schriftlichen Befehl setzt man sich nicht ab. Ich habe vergebens auf einen schriftlichen Befehl gewartet.» Jetzt würde man über ihn im Bataillon sagen: «Hm, G. ist wirklich ein bisschen eigen – ein komischer Kerl – was die Dienstvorschrift anbelangt, ist mit ihm nicht zu scherzen.» Aber gleichzeitig spürte er, dass zwei oder drei kleine, von dieser prahlerischen Pose aufgemunterte Ideen im Hinterkopf – nicht einmal Ideen: eher so etwas wie ein Ziehen des Instinkts, das er stark spürte – es auch vorteilhaft fanden, sich nicht zu rühren. Seine häusliche Neigung, zunächst einmal «da zu bleiben», möglichst spät von einem Ort aufzubrechen,

an dem er es sich bequem gemacht hatte und von dem er immer gern dachte, dass er, war er einmal längere Zeit dort, genauso gut war wie ein anderer. Die dumme, von Angst durchschossene, aber dennoch starke Lust, aus den ersten Reihen mitanzusehen, was passieren würde. Auch der Instinkt, von diesem Bataillon abzurücken, wo man ihn blindlings herumkommandierte, Abstand zu gewinnen von dieser plumpen, schwerfälligen Maschine, frische Luft zu schnappen und eine Zeit lang seine Partie ganz allein zu spielen. Was die fünfundzwanzig Männer betraf (eigentlich waren es jetzt weniger als zwanzig), die er im Schlepptau hatte, so kann man sicherlich nicht sagen, dass er sie aus den Augen verlor: Er war vielmehr schrecklich verheddert in sie; doch in diesem Moment erstickte ihn sein Verantwortungsgefühl nicht. Der Eindruck, den diese nicht sehr konsistente Truppe, die er in seinem Rücken hatte, auf ihn machte, war der, eine sperrige, umfangreiche Ladung zu transportieren – er fühlte sich wie ein Fahrer, der mit einer Ladung schlecht verzurrter Pakete auf der falschen Strasse dahinfährt und bei jedem Ruck mit einer ermüdenden Bangigkeit auf den Schultern zu befürchten hat, dass seine Ladung auf allen Seiten herunterpurzelt. Hätte er ein Mittel gefunden, sie zu veranlassen, sich aus dem Staub zu machen, und allein hier zu bleiben, um seinen kleinen Krieg am Kanal weiterzuführen, er hätte vor Behagen aufgeseufzt und sich ausserordentlich erleichtert gefühlt. Er machte eine Erfahrung mit der Waffenbrüderschaft, die nicht gerade herzerwärmend war.

Er ging bis zum Rand der Hecke und warf einen Blick auf die Silhouetten auf der Wiese. Sie rückten vor, die Silhouetten. Ohne es anscheinend eilig zu haben, rückten sie dennoch zügig vor: mehr als einen Kilometer vom Kanal entfernt, bereits ausser Schussweite. Man begann die ersten hinter dem sich wellenden Gras ein wenig aus den Augen zu verlieren. Er mochte sie noch so klar zu

seiner Linken sehen, wie sie geradeaus gingen – so weit weg, so tief vorgedrungen bereits, dass Leutnant G. zumute war, als *spürte* er sie hinter seinem Rücken: Eigenartig, was der blosser Anflug einer Einschliessung einem suggeriert, dieser plötzliche Stachel, den man ihr unterstellt, wie sich das im Kopf verlängert und von selber abschliesst: Man ist noch nicht umgangen, und schon fühlt man sich beinahe eingekesselt. Sobald man ein wenig den Kopf drehen muss, um sie zu sehen ... An seine Hecke geklammert, die ihm zur Aa hin Deckung bot, aber nicht nach hinten, er spürte sich bereits ohne Deckung, verwundbar – «in der Luft». Die Männer mehr noch als er: Es war klar, dass man sie hier nicht lang im Griff behalten würde. Man musste so tun, als ob man eine Entscheidung träfe. Der kleine Wald direkt am Ufer der Aa, den man vorhin umgangen hatte, war keine fünfhundert Meter entfernt. Dort wäre man wenigstens auf allen Seiten gedeckt – und da es nun klar war, dass man ganz allein war am Ufer der Aa ... In einer langen Reihe und sorgfältig gedeckt im Schatten der Hecken setzte er seine Männer auf den kleinen Wald zu in Marsch.

Unter den recht dichten Bäumen, unter denen bereits Halbdunkel herrschte, fühlte man sich plötzlich ein wenig wohler. Der Wald, der mit einem seiner Winkel zur Aa hin an ein Landhaus grenzte, aus dem man am Nachmittag Zivilisten ausziehen gesehen hatte, war eher mässig gross – vielleicht zweihundert Meter lang und hundert Meter breit – aber mit der Handvoll Männer, die Leutnant G. mitbrachte, kam es nicht in Frage, den Umkreis zu besetzen. In diesem kritischen Moment war es in jeder Hinsicht besser, seine Leute bei der Hand zu haben. Unerwartete Verstärkung tauchte auf: zwei Männer des Kommandozugs, darunter ein Unteroffizier, die sich irgendwie am Ufer verlaufen hatten, und der Fähnrich S., der den ganzen Nachmittag am Ufer der Aa vergeblich die MG-Züge ge-

sucht hatte. Sie bestätigten, dass das Bataillon schon weit weg sein musste. Die Panzergranatensalve vom Nachmittag hatte, erfuhren sie von S., den Zug De K. getroffen, der in diesem Moment gerade hinter ihnen vorbeizog. De K. hatte an die zwanzig Splitter abgekriegt, es stand schlecht um ihn, sein Begleitunteroffizier war verwundet. All das war dreissig Meter von ihnen entfernt passiert, ohne dass jemand irgendetwas geahnt hätte – man hatte nicht einmal einen Schrei gehört.

In der Mitte des Waldes gab es einen kleinen Tümpel. In der Nähe führte der schlammige Weg, der den Wald durchquerte, auf zwanzig Metern zwischen zwei Böschungen hindurch, durch die er einem erhöhten Schützengraben glich. Unter dem dichten Laub war die schwammige Erde trotz des festlichen Frühlings schlecht entwässert. Die feuchte Luft roch nach Wurzeln, nach saurem Humus und verfaulten Blättern. Der Bau eines gehetzten Tiers. Eine Suhle. Der Zug glitt schweigend in den Graben, man brachte auf jeder Böschung ein MG in Stellung, aber nur der Form halber: In diesem opaken Unterholz sah man keine dreissig Meter weit. Die Rucksäcke rutschten schwerfällig auf den Boden: Man war an diesem Tag keine acht Kilometer marschiert, aber auch die Angst kann einem die Beine weich machen. Am Rand der Böschung, mit dem Gewehr zwischen den Beinen sitzend oder auf der feuchten Erde ingerollt, betrachtete die Truppe mit gedankenleerer Miene den Wald. Eigentlich wirkte sie in diesem Moment nicht wirklich wie eine Truppe. Man hätte eher meinen können, benommene Schiffbrüchige, die ihren Kleidern am Strand beim Trocknen zusehen, Boxer, die sich mit träge gewordenen Reflexen, fahlem Gesicht und schweren Beinen nach einem K.o. wieder aufrappeln. Männer, die auf einmal in eine namenlose Müdigkeit verfielen. Nicht weil sie marschiert waren. Sondern – man konnte es auf ihren Gesichtern lesen wie in einem aufgeschlagenen Buch – von der masslosen

Lust, wegzugehen, «das alles hier liegen und stehen zu lassen», halbwegs ruhig in einem Winkel zu schlafen, egal, wie, egal, wo – und dass man sie in Ruhe lasse mit dieser Sch...

Leutnant G. machte wirklich einen hässlichen Moment durch. Sein Kopf fühlte sich an, als sei er heftig zusammengepresst worden, und der ganze übrige Körper hohl und weich, schlapp, plötzlich jeder Nervenleitung bar: ein Akkumulator, der sich auf einmal entladen hatte. Er hätte schlafen wollen, und sei es auch nur eine Viertelstunde, sich losreißen von diesen verschwitzten Gesichtern, die die Katastrophe ankündigten, von diesem Unterholz für Wölfe, in dem er sich fühlte wie am Grund einer Fallgrube. Er verfluchte sich bitter. Natürlich hätte man sich absetzen müssen. Es war gewiss, man hatte ihm doch zugewinkt. Unversehens begannen in seinem Kopf Gedanken zu kreisen, die ihn schwindlig machten. «Leutnant G., seit heute Abend mit seinem ganzen Zug verschollen – das ist doch merkwürdig, finden Sie nicht? Hatte er eine Idee im Hinterkopf, als er ganz allein am Kanal blieb?» Die Leute, die anfangen, den Kopf zu schütteln: «Sie erinnern sich doch, er war als P. R. registriert. Da fragt man sich, ob das wirklich ein Zufall ist.» Die fünfte Kolonne Die, die vorhin davongelaufen waren und die im Bataillon dann die Schlaumeier spielen: «Wir haben gleich kapiert, worauf er hinauswollte.» Niemand, dem man es erklären konnte. Seine Männer – was für eine eigenartige Miene sie aufzusetzen begannen, wenn sie ihn anblickten. Wie unter einer Decke, könnte man meinen – es wurde erstickend. Niemand, mit dem man reden konnte. Und es stimmt, sie waren jetzt verloren. Verloren. Die Deutschen, von denen es rund um den Wald schon wimmeln musste. Was kann man tun, um Himmels willen, was kann man tun? Gibt es wirklich kein Mittel mehr, all das mit einem Schwamm zu löschen: «Wir haben uns getäuscht. So haben wir nicht gewettet – noch einmal von vorn also.» Die ersten grauen Helme, die bald

zwischen den Bäumen auftauchen werden, und was wird dann wohl passieren? Was passieren wird, ist sonnenklar: alle werden schweigend die Arme heben, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich zu bewegen – und dann? – da beginnt man sich zu weigern weiterzudenken – da ist nichts mehr möglich: Wird Leutnant G. aufstehen und seine Pistole auf den ersten, der die Arme hebt, richten? Er kann sich noch so sehr zwingen, er *sieht* sich das nicht tun: alles ist seine Schuld, es ist zu ungerecht. Dabei stimmt es doch, man kann sich nicht so einfach absetzen. Wegen einem Einzelnen, der von Panik erfasst wird ... einem Verrückten, der mit den Armen rudert ... Das ist nicht möglich, grosser Gott – nicht möglich. Nicht möglich, dass einem die Dinge so zustossen – es muss ein Mittel geben, sein Bewusstsein von diesem in die Falle gegangenen Wild zu lösen, einen Überblick zu gewinnen und anzufangen, sich über diesen Karneval zu erheben. Während es ihm in seinem Kopf von diesen eher niederschmetternden Überlegungen ein wenig schwindelte, ass er, recht locker an den Rand der Böschung gelehnt, und rauchte wortlos Zigaretten, und nicht am wenigsten überraschend war, dass er an ihren Mienen ablesen konnte, dass er ihnen einen gewissen Eindruck von Seelenruhe vermittelte.

«Was werden wir tun, Herr Leutnant?»

«Wir werden die Nacht abwarten.»

Am schrecklichsten war es, nichts zu tun zu haben, tatenlos in diesem Bad der Angst zu hocken. Er wollte keine Späher an die Waldränder schicken: was man sehen würde, würde nicht viel nützen – und die einzige schwache Chance, die vielleicht blieb, das war sich hier zu verstecken, nicht gesehen zu werden. Um keinen Preis. Keine geknickten Äste. Und alle an der Hand – denn sonst ... Wenig reden – wenig handeln – das war das einzig Vernünftige jetzt, wo man tief drin war in dieser Sinnlosigkeit.

Es wurde allmählich Abend im Wald: Eine wunderbare Dämmerung unter den Ästen neben diesem stehenden Gewässer. Ein Abend mit einem ausserordentlichen Frieden: nur einige ferne Schüsse, die das Ohr eher beruhigten, schienen da und dort wie beim friedlichen Ausklingen einer Jagdpartie die Ruhe zu verstärken. Man liess sich von den zarten Geräuschen dieses reizvollen Lebens im Unterholz unwillkürlich fesseln: Das Knacken von Rinde, das leichte Säuseln des Windes in den Ästen, das späte Flattern der Vögel, von denen sich einer, von dieser reglosen Gruppe von Männern eingeschüchtert, zögernd dem Tümpel näherte. Hinter dem Kanal hörte man zeitweilig ziemlich deutlich den Lärm geselliger deutscher Stimmen und von gänzlich entspanntem Lachen – ein Motor begann leise zu brummen, und eine klingende Stimme rief in scherzendem Ton: «En voitürre!» , während man sich rundherum sehr zu amüsieren schien. Man verlud wahrscheinlich Gefangene. Auf einmal hörte man nicht sehr weit vom Waldrand ein Ästeknacken, das mit einem Schlag alle ein wenig bleich auf die Beine brachte, dann rief eine Stimme mit einem sehr deutlichen ausländischen Akzent: «Renndez-vuuuus!»

«Das ist das Ende», dachte Leutnant G., «man wird uns in unserer Suhle aufspüren.» In Wirklichkeit dachte er nicht so lang darüber: Ihm schien, dass etwas am Grund der Augenhöhle gegen seine Augen presste. Gleichzeitig spürte er in seinem ganzen Körper eine Leichtigkeit, eine unerwartete Entspannung, alle seine Nerven waren plötzlich wieder in Ordnung. Die gesamte Gruppe war zu einer Steingruppe geworden. Das leise Knacken des Holzes hallte eins nach dem andern in einer Art Feierlichkeit im Ohr.

«Renndez-voûoûs!»

Die Stimme erklang nun ein Stück weiter von Neuem –, in recht langen Abständen – eher lässig und sehr neutral, akzentfrei und nicht sehr überzeugt, so wie man bei Einbruch der Dunkelheit je-

manden auf den Feldern ruft. Man spürte sehr wohl, dass sie aufs Geratewohl rief: Die Deutschen waren sich nicht sicher, dass sich jemand im Wald befand.

Leutnant G. fühlte sich auf einmal wohler. In dieser ruhigen und gutmütigen Stimme war ein Beiklang von «Marmeladebrot», der ihm ganz besonders auf die Nerven gegangen war und ihm plötzlich Auftrieb gab: Er fühlte sich ausgeruhter und freier im Kopf. Man wusste wenigstens, woran man war. Bei der Truppe aber nahmen die Dinge eine düstere Wendung. Die Stimme hatte zu deutlich geklungen, das machte etwas in ihnen sichtbar, das sie sich nicht klar hatten eingestehen wollen. Es war nicht zu übersehen, dass sie in ihrer Nacht plötzlich ... das Heil erblickt hatten. Da und dort wurden kleine geflüsterte Absprachen gehalten wie auf einer Wache auf der Back am Vorabend einer Meuterei – und selbst Leutnant G. hörte deutlich, wie der Unteroffizier des Kommandozugs – ein Priester – versuchte, einige, die zögerten, zum «Verbrüdern» zu überreden. «Das sind Leute wie wir – sie werden uns nichts Böses an tun.» Plötzlich kam es zu einer unerwarteten Ablenkung: Fähnrich S., der seit einer Weile völlig still da lag, brach wie auf dem Theater in lautstarkes Schluchzen aus und plärrte zischendurch mit hoher Stimme.

«Ich werde gefangen genommen werden! Ich werde gefangen genommen werden!»

Sie war unpassend und sehr unangenehm, diese weibliche Nervenkrise, und sie war wirklich sehr laut: Leutnant G. fühlte Feindseligkeit und Frost in sich aufsteigen. Er wusste nicht, welche Haltung er annehmen sollte. Er hatte Lust, ihm Wasser ins Gesicht zu schütten. Vor allem war er zutiefst schockiert über dieses «Ich» mit seinem so nackten Egoismus – als hätte er sich den Finger eingeklemmt – immerhin sassen sie doch alle im selben Boot. Die Männer betrachteten sprachlos dieses Bild einer ihnen unverständlichen

Angst, aber auf einen Schlag schien sich der Wind zu drehen: die Absprachen endeten aus einem Gefühl des Anstands heraus, genauso wie man vor einem Sarg aufhört, von Schäferstündchen zu sprechen. Ein dunkler Punkt blieb allerdings: zwei Männer, das merkte man jetzt, waren in den Wald geschlichen und nicht wieder aufgetaucht.

Man war nun seit zwei Stunden in diesem Wald. Je mehr Zeit verstrich und je tiefer man in dieses aussichtslose Abenteuer eindrang, umso ausgeruhter fühlte sich Leutnant G. – merkwürdigerweise – und unwillkürlich sogar allmählich von einem eher unerwarteten Eindruck überwältigt: Optimismus kam auf, ein leicht wahnhafter Optimismus. Der Wald nachtete sich nach und nach ein, die Vögel hatten zu singen aufgehört – es begann sehr dunkel zu werden in dem opaken Unterholz. Die sehr vage gewordenen Geräusche von aussen schienen sich merklich zu beruhigen. Die Männer hatten auf das Ausmalen und Begreifen verzichtet und sich wieder dem Essen zugewandt: Mit diesem Geräusch des Kauens und der wieder gefestigten Stimmen, das im Schatten verhallte, nahm das Floss der Schiffbrüchigen allmählich wieder den beruhigenderen Anschein eines Biwaks an. Im Grunde organisierte sich das Leben wieder: Es war bereits spürbar besser als vorhin – die skurrile Idee, die sich allmählich in Leutnant G. breit machte und alles, was sie unsinnig erscheinen liess, verdrängte, war, dass sie *eine ruhige Nacht verbringen* würden. Wie üblich gab ihm die Verlängerung, das Unmass der unmöglichen Situation, unversehens Spannkraft und Ton; die Beleuchtung wechselte: Jetzt war man hinter den deutschen Linien, vermutlich ziemlich weit hinter ihnen, das Bataillon war verschwunden, praktisch ohne einen Schuss abgefeuert zu haben – und im Grossen und Ganzen war man gar nicht schlecht dran, ganz im Gegenteil, war recht bequem eingerichtet. Man liess sich nicht aus der Fassung bringen. Man genoss diesen köstlichen Abend, diese

Kühle am Ufer des Wassers und rauchte Zigaretten: Im Zivilleben hat man keine Vorstellung vom Einbruch der Dunkelheit in einem Wald.

In seinem Kopf machte sich die nun völlig überzeugende Vorstellung breit, dass dies *nur der Anfang* war. Es war noch lange nicht vorbei. Die Dinge passierten nicht, wie man glaubte (Leutnant G. zuckte plötzlich höhnisch die Schultern). Es gab Schlitze – Risse. Wenn man sich einmal endgültig mit dem Sinnlosen abgefunden und begonnen hat, darin zu atmen, dann kann niemand wissen, wohin das führen kann. Niemand. Alles ist eine Frage der Zuversicht. Es gibt Nächte, die nicht gewöhnlich sind, Träume, die nicht nur im Schlaf kommen. Und ist dieses Abenteuer – dieses in Nichts aufgelöste Bataillon, diese Deutschen, die uns auf den Feldern zu rufen, und nun dieser unglaublich friedliche Abend – so friedlich, dass man sich zurückhalten muss, um sich nicht bequem in einer Art schwebenden Welt für die Nacht unter den Ästen einzurichten – ist das nicht wirklich wie in einem Traum? Ganz allgemein gesehen, dachte ganz harmlos Leutnant G. vage belustigt, macht man sich im Leben sehr unnütze Sorgen. Die Dinge renken sich wieder ein. Hauptsache, wie man in den Stadien sagt, man ist *entspannt*. Leutnant G. fühlte sich plötzlich ausserordentlich entspannt: Er genoss es, plötzlich gähnen zu können, seine Beine ausstrecken und sich wie eine normale Person auf seine Ellbogen stützen zu können: er konnte es nicht fassen. Was für eine ruhige Nacht! Man war hier wie zuhause, es war unmöglich, angenehmer zu atmen. Man fühlte sich phantastisch lebendig und keineswegs auf die Katastrophe eingestellt – Zeit vor sich und ganz schön viel Glück: Immerhin, dieser Deutsche ... Es liess sich gar nicht so schlecht an. Man würde schon sehen. Man würde kommen sehen. Leutnant G. begann ein wenig mit seinen Leuten zu plaudern: auch auf ihrer Seite ging es besser: Die Seele ging ihm auf darüber. Die wachsende Dunkelheit klebte

sie jetzt an ihn, er spürte es. Sinnloserweise, irrwitzigerweise spürte er, er wusste nicht warum, mit der zu Kopf steigenden Überzeugung wie in den Träumen, dass sich irgendwo gerade ein Türspalt öffnete.

Übrigens verstärkte sich die Gruppe. Man hörte im Wald schwerfällig Schritte und zähes Lachen, und plötzlich tauchten die zwei Ausflügler vom Nachmittag auf allen vieren im Graben auf – stockbetrunken. Sie hatten aus gutem Grund das Landhaus am Waldrand besucht, aus dem sie am Nachmittag Zivilisten ausziehen gesehen hatten. Ladeschütze P. – natürlich er – und Voltigeur Vinn Ru (vin rouge). Und kamen genau richtig. Der Anblick betrunkenener Männer erzeugte sichtlich, wie immer, eine äusserst kräftigende Wirkung auf den Zug. Man hörte lautes Gelächter und sehr geschmackvolle Scherze, die einem angenehm das Herz wärmten: Ah, diese Schweinehunde, sie haben nicht an die Kameraden gedacht – wenigstens das werden die Boches nicht kriegen – wir waren nicht verloren, musste man glauben, denn es war immer noch möglich, sich zu besaufen. Die Kommentare gingen ihren normalen und eher heiteren Gang, zwischen dem Schluckauf (der die Befriedigung noch verstärkte) schossen da und dort richtige Lachsalven hoch. Plötzlich geschah etwas Merkwürdiges und beinahe Unerwartetes nach diesem endlosen Tag: es wurde Nacht. Nacht über dem Wald, über der Aa, über den leeren Feldern. Stockfinstere Nacht.

Die zähe Nacht. Die Nacht, die zudeckt. Die Nacht, die zu einem hält... Die Nacht wie alle Nächte, mit ihren bellenden Hunden, die einander von Hof zu Hof antworten. Mit einem Schlag war alles anders! Der Wald dehnte seine schützende Einfriedung – man spürte, wie der schwarze Schatten der Hecken einen enger umgab, der wilde, freie Duft des neuen Grases, die Wege, die lieben kleinen Wege, die überall auf dem Land wieder aufblühen. Alles wurde möglich. Und die Kühle des Abends wirkte stärkend. Da und dort

standen Männer auf, schüttelten sich, glitten zum Tümpel und rückten unwillkürlich ihre Ausrüstung zurecht. Das war ein gutes Zeichen. Das war der Moment. Jetzt oder nie. Leutnant G. sammelte seine Männer: Man verliess den Wald sofort und versuchte, wieder zu den Linien zu stossen. Nicht der Schatten eines Protestes: Man antwortete, indem man die Rucksäcke schnürte. Die Nachtformation, das war der Gänsemarsch mit dem MG und dem Zugführer vorn – ausnahmsweise leistete man sich den Luxus, das Reglement einzuhalten. Es war abzusehen, dass wir eher laufen müssten als lange zu schiessen: zwei Drittel der Munition im Tümpel versenken. Und zwei Aufklärer: gibt es Freiwillige? Die zwei Trunkenbolde meldeten sich und sahen kompetent drein. Entsetzlich laut leider, aber ob vorne oder hinten, man würde sie nicht zum Schweigen bringen. Es gibt einen Gott für die Trunkenbolde, das ist bekannt, in diesem Augenblick war das eine Überlegung, die ihr Gewicht hatte. Und es wird die Leute zum Lachen bringen. Also schön, die Trunkenbolde.

Die mächtig erregte Truppe trat recht vorteilhaft aus dem Wald, in einem fürchterlichen Krachen gebrochener Äste – mit dem lauterem und furchtlosen Herzen der Skalpjäger.

Als Leutnant G. davon gesprochen hatte, «wieder zu den Linien zu stossen», dann muss man es so verstehen, dass das in seinem Kopf – in allen Köpfen – eher eine Art dekorativer, rein theoretischer Beweggrund war, der das Unterfangen militärisch absegnete und von dem man selber vermutete, dass er sich zwangsläufig mit eigenartigen Variationen verbinden würde. Leutnant G. war keineswegs aufrichtig. Er hatte in Wirklichkeit kaum Hoffnung, zum Bataillon zu stossen. Gab es überhaupt noch ein Bataillon? In diesem Moment erschien alles Mögliche gleichermassen möglich. Die Deutschen konnten genauso gut in Dünkirchen sein. Die Panzer ...

Der Donner, den man am Nachmittag gehört hatte ... Hätte er es übrigens mit Sicherheit gewusst, so hätte es jetzt nicht im Gerings-ten auf seine gute Laune abgefärbt. Die Stunde, die Minute sog alles auf: Morgen war unendlich weit weg. Man hatte es nicht wirklich eilig, wieder zu diesem Unglücksbataillon zu stossen. Man wünschte vor allem, das hier *möge andauern*. Man war hier, in der Glückssträhne, zwanzig ausgeruhte Männer, die mit wacher Nase die Luft einzogen und gleichermassen beherzt durch diese Nacht, die ihnen die Erde schenkte, wanderten. Mit dem Nebel dahinter – und davor. «In den Nebel, ins Ungewisse vorstossen.» In der Bauchhöhle eine Art entzückte und jubelnde Angst, direkt unter der Haut – ein Kitzel zwischen Nervenkrise und Lachkrampf – der ungefähr der von Bengeln war, die soeben in einem Geschirrschrank einen Knallfrosch gezündet haben: Was wird jetzt wohl passieren? Man war sicherlich nicht beruhigt: Von Zeit zu Zeit stellte sich die Vorstellung von einem jähen, unverhofften Gegenüber ein, von einem MG Geschütz, das aus nächster Nähe feuert. Aber man hätte seinen Platz nicht für ein Königreich eingetauscht. Man fühlte sich leben – die Erde ringsum atmete überall, die freie Nacht – die entriegelte Brust – die offenen Augen – das pochende Herz.

Als sie aus dem Wald herauskamen, war die Nacht zu ihrer Überraschung lebendiger und viel weniger finster, als erwartet. Auf dieser Seite der Aa brannten fünf oder sechs Bauernhöfe – einer von ihnen kaum drei- oder vierhundert Meter von uns entfernt. Da und dort erhoben sich auch fernere Flammen auf der anderen Seite des Kanals. Friedlich – beinahe fröhlich – kaum tragisch in dieser stillen Nacht: Man hatte eher einen Eindruck wie ein Reisender, der sein schlafendes Hotel verlässt, um noch zu flanieren, bevor er in einem unbekanntem Marktflecken zu Bett geht, und der unversehens auf ein nächtliches Fest stösst.

Denn rings um die Feuer gab es nichts von der Panik und dem Alarm von Bränden: Herzliche Stimmen riefen einander gut gelaunt zu, zeitweise hörte man, wie ein im Chor gesungener Liedfetzen in die Finsternis hochstieg: Eine wahre Johannismacht, hätte man gewettet, oder eine malerische und nicht sehr gefährliche, die die Flaneure anlockte. Ganz offenkundig hatte man Feuer gelegt. Aus der Entfernung jedoch – einer Entfernung, die in diesem Augenblick ein wenig kurz zu sein schien – war eher die suggestive Wirkung und weniger das Schauspiel selbst beeindruckend. Man dachte unwillkürlich an diese Lavaströme, die unter ihrer Aschenkruste kaum sichtbar dahingleiten und ihr Vordringen nur mit den Baumgruppen und den Heuschobern markieren, die plötzlich in der Nacht hochgehen wie ein Feuerwerk. Ein ätzender Strom floss, man spürte es, über die Landstriche hinter dieser Dunkelheit mit dieser heimtückischen Art, mit der das Wasser ein Tal füllt, mit seinen Zungen, die überall vordringen in das komplizierte Gewirr der Abhänge und Wege. Was gleichzeitig ein wenig beruhigte, das waren diese untätigen Stimmen, die von einem beendeten Tagewerk sprachen, von Leuten im Quartier, die nicht sehr damit zugehen waren, die Gegend zu durchkämmen – auch die Tatsache, dass die Brände, die um sich griffen, sich vor allem Richtung Bourbourg erstreckten, ungefähr dort, wo man die Deutschen vorbeiziehen gesehen hatte. Richtung St. Georges, wo man zwangsläufig durch musste, war alles noch finster. Der Zug ging dicht an den niederen Hecken entlang, die Helme hoben sich manchmal als schwarze Silhouetten vom rotglühenden Himmel ab. Bei den ersten Schritten, die man ausserhalb des Waldes getan hatte, hatte man ein wenig den Eindruck, auf dem Meer zu gehen, aber binnen weniger Sekunden hatte sich jede Art von Angst verflüchtigt: man war in der Glückssträhne, man wurde getragen wie von Wasser. Man wanderte von Feld zu Feld in dieser abgeschnittenen und traumhaften

Landschaft, ungewöhnlich wie ein Meer am Mond, ausserordentlich durch seine Unbekanntheit. Alle Anker gelichtet – mit einem Gefühl reinen Wohlbehagens, freien Atmens und einer nie zuvor empfundenen Wachheit. Leutnant G., dessen Sinne nun alle wie von einem Morgenwind angefacht waren, betrachtete von Zeit zu Zeit den Tross seiner Kolonne und fühlte unwiderstehlich einen Lachkrampf hochsteigen: Das konnte man schon sagen, dachte er mit einer Art Enthusiasmus, so etwas sah man nicht alle Tage. Vorn weg die zwei Aufklärer, stockgerade, die die Nacht mit dem unerschrockenen Schritt der Trunkenheit in ihrem letzten Stadium durchtrennten, als ob sie Kerzen trügen. Dauernd stehen bleibend, um ordentlich gegen eine Hecke zu pissen und dem *Reich* im Ton des Mannes, der in seinem Recht ist und sich von niemandem etwas verbieten lässt, seine Meinung zu sagen, aus vollem Hals mitteilend, wie schwer ihnen ums Herz war wegen der Brände, in der Nacht gleichsam kleine Zettel mit dröhnenden Bannflüchen austreuend, und das entsetzliche Knacken von brechendem Holz.

«Schweinehunde! ... Dreckhaufen!»

Das Maschinengewehr wie in der Zeit, in der die preussischen Grenadiere «aus der Hüfte» schossen, dann die ganze Kolonne schief vor Lachen, die angeheitert dahinwanderte im Rekrutenschritt mit dem Futteral des Bajonets in der linken Hand, während sie in ihrem steinigen Niederbretonisch ihre kleinen Angelegenheiten besprach, ass, trank, stolperte und von homerischen Lachanfällen geschüttelt wurde wie von Schluckauf, wenn sie den Hagel edler Flüche hörte, die von vorn kamen, wenn man eine Hecke hinter sich liess. Eine komische Kollision – die im Kopf recht ungewöhnliche Funken schlug – zwischen dem *Zusammenbruch (Le Debacle)* von Vater Emile (Zola) und den Abenteuern der Comicfiguren der *Pieds Nickelés*.

In diesem Labyrinth vollständig flacher Felder, in dem man keinen

Weg vorfand, bestand die Schwierigkeit darin, sich nicht zu verlaufen, und der Kompass half kaum, denn man hatte die Richtung von St. Georges nicht ausmachen können. Man konnte sich recht und schlecht an den Bränden orientieren: Wenn man ihnen den Rücken zukehrte, war man so gut wie sicher, zur Strasse nach St. Georges am Kanal zu gelangen, auf der man am Morgen gekommen war. Keine Spur von Deutschen auf diesen ganz dem Schlaf hingegebenen Feldern, die plötzlich von einem anderen Planeten sprachen: Wenn die Deutschen ganz gewiss am Nachmittag hier gewesen waren, so schien es jetzt, es war nicht zu fassen, dass niemand mehr da war – mit einem Schlag in Luft aufgelöst wie das Bataillon. Ein Bauernhof gerade vor ihnen, in dem kein Licht brannte, schien die Männer kurz einzuschüchtern, aber Leutnant G. spazierte über den Hof, ohne sogar seine Pistole zur Hand zu nehmen: Das Gefühl der Sicherheit war wie ein Taumel in ihm. Alles war kinderleicht – ein Kinderspiel – kein Kunststück.

Man stiess auf die Strasse am Kanal in St. Georges ungefähr auf der Höhe der Eisenbahnlinie.

Zwischen einem schlafenden Dorf und einem geräumten Dorf gibt es, kaum betritt man es, dieselbe brutale Schamlosigkeit – in der Art und Weise, wie man auf der Erde lastet, dieselbe Art und Weise, wie man plötzlich die Stille wie Rauch zu den Sternen aufsteigen lässt –, die auf zwanzig Meter Entfernung einen schlafenden Mann von einem toten Mann unterscheidet. Auf den ersten Blick – beim ersten Blähen der Nüstern vielmehr – glaubte man zu spüren, dass in St. Georges keine Menschenseele mehr war: Doch der Eindruck war nicht ganz gerechtfertigt. Als sie recht still und mit unwillkürlich gesenkter Stimme in diesem Dorf, das seine Seele ausgehaucht hatte wie in der Kammer eines Toten, vor dem Befehlsstand des Bataillons Halt machten, der zufällig in der Schenke des Dorfes war, geschah etwas recht Eigenartiges: die Tür zum Café öffnete

sich geräuschlos einen Spalt, schwang ein wenig in der bleichen Nacht, und aus dem Raum trat ein vollkommen nackter Mann, der sich wortlos und mit am Rücken verschränkten Händen in der theatralischen Haltung eines Füsilierten an die Tür lehnte. Auf einmal ertönte in der Truppe schallendes Gelächter, ein erleichtertes Lachen, das nicht aufhören wollte. Der Koch des Majors. Den man hier vergessen hatte, oder der sich hier vergessen hatte, man wusste nicht recht, beim Kleiderwechsel überrascht, weil er in einen Wassergraben gefallen war (man wollte es nicht genauer wissen). Der natürlich nur mit Deutschen gerechnet hatte. Sichtlich starr vor Entsetzen in seinem finsternen Haus.

Es kam nicht in Frage, die Schenke zu verlassen, ohne die Gemüter ein wenig aufzuheitern. Hinter den geschlossenen Läden wurde eine Kerze angezündet: Man holte einige Flaschen aus dem Keller. Der Optimismus floss nun randvoll: Der hastig wieder angezogene Koch schenkte hinter der Theke aus und erhielt einen Klaps nach dem andern auf den Rücken: Sein Abenteuer würde er noch oft aufgetischt kriegen: Wieso warst du nackt, du Schmutzfink? Es war gemütlich und behaglich in diesem Café, dicht gedrängt im Schimmer der Kerze, die eine Gloriole von Flaschen aus dem Schatten holte. Leutnant G. trank einen halben Liter Rotwein. Der Tag war nicht ohne Emotionen gewesen.

Nun galt es, die Spur des Bataillons, das keine Visitenkarte zurückgelassen hatte, zu finden. Als die Truppe im Geklapper der gegangenen Sohlen an dem Schul- und Gemeindehaus vorüberging, sah man, wie im ersten Stock ein Fenster einen Spalt aufging. Aber auf alle Fragen nichts als Schweigen; man musste Kolbenhiebe einsetzen; endlich öffnete sich das Fenster ganz, und aus dem Schatten drang, ohne dass jemand zu sehen war, eine wie von einem Taschentuch erstickte Stimme. Es schien sehr schwierig zu sein, sich verständlich zu machen. Das Bataillon war nach Bourbourg aufge-

brochen, sechs Kilometer Richtung Südosten. Am folgenden Tag würde ihnen klar werden, dass sich hinter diesem Taschentuch ein patriotischer Machiavelli verbarg, der sie für Deutsche gehalten hatte.

Ärgerlich war, dass die Strasse nach Bourbourg am Ausläufer dieser grossen Wiese entlangführte, auf der man am Nachmittag die Deutschen vordringen gesehen hatte. Es galt also, vorsichtig vorzugehen.

Auf der richtigen Strasse im Schatten der Bäume. Man atmete wunderbar in dieser hilfreichen Nacht. Auf dem Strassenrand zu gehen war ein völlig neuer Eindruck, ganz anders als der beim Vordringen auf den Feldern – weniger beruhigend mit diesem hellen Lichtfleck auf der rechten Seite, wo man unwillkürlich ständig damit rechnete, einen Schatten auftauchen zu sehen: «*Wer da?*» – Doch das musste sich wohl geändert haben in der deutschen Armee seit 1870, und diesbezüglich hatte der Krieg von 1914 keine Erinnerungen zurückgelassen. Bei jedem schlummernden schwarzen Bauernhof entlang der Strasse richtete man MG und Gewehre auf die Tür und die Fenster, dann klopfte Leutnant G., der sich an die Mauer presste, mit der tollen Erregung, mit der ein Junge die Kiste mit dem Teufel handhabt, an den Fensterladen. Doch diese recht verschreckten Bauern, die mit weit aufgerissenen Augen hinter ihren geschlossenen Läden hockten, hatten keine Deutschen gesehen – und auch keine Franzosen. Die Brände schienen so ziemlich überall zu Ende zu sein, der ungewisse Eindruck des Traums kehrte wieder – die nun völlig leere, von der Nacht verbarrikadierte Strasse schien in den schlimmsten entlegenen Winkel einer tauben und stummen Landschaft zu führen – man marschierte bereits seit zwei Stunden, ohne zu merken, dass man mit diesen Pausen in den Bauernhöfen und denen, die man an manchen nicht sehr einladenden Biegungen einlegte, keine sehr weite Strecke zurückgelegt hatte – und man

hatte den Eindruck, dass man sich von allem entfernte, dass man durch eine Region des Planeten wanderte, die mit Zugangsverbot bestraft und zur Einsamkeit verurteilt worden war, durch die verblüffte Landschaft einer *bösen Nacht*, eine Art Ödland, das ein Zauberspruch vor ihnen entvölkerte, je tiefer sie eindringen – mit der extremen Müdigkeit, die einen in dieser Zweihuhrfrühkälte befiel, begannen einem merkwürdige Ideen durch den Kopf zu wandern, gegen die man sich nicht wehrte: Wie komisch, auf nüchternen Magen Rotwein zu trinken – Bourbourg ... Bourbourg? – vielleicht gibt es kein Bourbourg, kein Bourbourg mehr – oder vielleicht drehte man ihm den Rücken zu, ohne es zu merken, wer kann das schon wissen? – vielleicht würde man sich unversehens in den Dünen befinden, am Ufer des Meeres – vielleicht wurde ein Waffenstillstand unterzeichnet, ohne dass sie es wussten – vielleicht würde diese Nacht, die toter ist als eine andere, nicht enden – oder vielleicht würde man bei Tagesanbruch nichts mehr wiedererkennen ringsum – es gibt eine solche Nacht in *Le Grand Meaulnes*: Die Erde lässt unversehens rings um einen ein Labyrinth wachsen, als ob die Haut des Planeten in der Dunkelheit bösartig anfinge, Falten zu schlagen – «lasst mich einschlafen und in den Schlaf der Erde verfallen»... und man würde tatsächlich gut schlafen dort, irgendwo am Straßenrand im Gras. «Schweigend zu den Ästen ...» Ohne Angst und ohne Sorge. Wie Murmeltiere. So ermüdend und dumm ist es, zu denken und sich zu beunruhigen, wenn es Momente gibt, in denen man sich so eingepuppt fühlt, so getragen wie ein Floh im Fell eines Tieres, so aufgesogen von der Erde, so eingeschmolzen in ihren Genius, dass man sich nicht wundert, wenn ein Vogel das Wort ergreift wie in *Siegfried* und einem erklärt, ohne dass man weiter nachdenken müsste, wohin es zu gehen gilt: man würde ihm gerne folgen. Plötzlich gerade vor ihnen auf der Straße der Lärm von nahenden Schritten und Gewehren, die man durchlädt.

«Qui vive?»

«France».

«Vortreten mit Kennwort.»

Bourbourg ... vermutlich ein Ortskommandant – des Stabs – die ganze trostlose Routine der Maschine. Jetzt ist es vorbei mit dem Geschichtenmachen.

Leutnant G. fühlte sich ein wenig ernüchert.

Die Patrouille, die soeben auf die Truppe gestossen war, war eine Gruppe von Familienvätern, wie man sie im Jahr 1914 Brücken bewachen gesehen hatte – «Arbeiter», die der deutsche Vorstoss ein wenig schnell in Bourbourg in ihren Quartieren angetroffen hatte, wo sie für den Secteur Fortifié des Flandres ohne Eile Erdarbeiten durchführten. Mit alten Büchsen ausgerüstet – ein Gewehr für drei Männer – aber mit vollem Ernst Wache haltend: Man glaubte, die Deutschen seien am Rand des Dorfes. Vom Bataillon nicht die geringste Nachricht – aber das 1. Bataillon hielt Bourbourg – war man immerhin auf vertrautem Gelände. Die hilfsbereiten und sehr netten «Arbeiter» luden gastfreundlich in die Garage ein, in der sie an der Einfahrt des Dorfes einquartiert waren. Es war drei Uhr früh – alle hundemüde – die Truppe glitt ohne weitere Frage in die nächstlich dunkle Werkstatt; Leutnant G., der Unteroffizier und der Fähnrich thronen in der Mitte des Kreises auf drei Strohsäcken, alle fielen auf der Stelle, so wie man in einen Brunnen fällt, in einen bodenlosen köstlichen Schlaf. Bei einem neuen Zuschauer ist es üblich, dass er die Umschwünge des am Abend gesehenen Stücks im Traum weiterspinnt und verschönert – aber sie alle standen nicht in Verbindung mit dem Gehirn, in dem zu diesem Zeitpunkt der Epilog zu dieser sonderbaren Schlacht geträumt wurde: Während der Oberst mit eigenen Händen die Fahne des in die Enge getriebenen Regiments verbrannte, dröhnte ein deutsches Radiogramm im Klartext: «Starker Widerstand an der unteren Aa. Umgehung über Saint-Omer.»

Um halb sechs Uhr früh – es war bereits hell – überliessen Leutnant G. und Fähnrich S. ihre Männer dem Farniente in der Werkstatt und gingen zum Befehlsstand des ersten Bataillons. Sie durchquerten eine richtige kleine, tief schlafende und noch kaum von den Granaten retuschierte Stadt: Es gab gute Laune und Lebenslust an diesem hellen Morgen – zu ihrer Linken an einem gepflasterten Kai ein friedlicher Kanal mit seinen grossen gusseisernen Markierungen und Lastkähnen; vor ihnen eine dieser reich verzierten kleinen eisernen Brücken, halb Sprungturmgiraffe, halb kämpfende Insekten mit ihren präventiv ziselierten Mandibeln und Fühlern, die den barocken Charme des Viertels Saint-Martin in Paris ausmachen. In hundert Metern Entfernung kam aus einer Querstrasse ein morgendliches Motorradgespann, schien eine Weile unschlüssig über die Richtung und fuhr zügig auf sie zu. Als es beinahe auf ihrer Höhe war ... aber ... diese Helme ...

Bumm! Bumm!

Leutnant G. sah sich den Bruchteil einer Sekunde lang deutlich, wie von einem Fenster aus, eine Art irrealen Tanzschritt zwischen einer Haustür rechts und den Markierungen des Kanals links ausführen und warf sich quer über die Strasse hinter eine von ihnen. Zu seiner Linken hatte er in einer Momentaufnahme, die so präzise war wie die, die den Galopp eines Rennpferds zerlegt, gesehen, wie Fähnrich S. mit einem Bein nach hinten mit seiner Pistole zielte. Jetzt war auch er hier hinter einer Markierung, zwei Meter weiter. Leutnant G. fühlte – oder hatte gesehen – *wusste* auf jeden Fall, dass sich die Deutschen unter ihr stehendes Motorradgespann geworfen hatten – in fünf, sechs Metern Entfernung. Jetzt gab es eine etwas komische Stimmung wie die nach dem zufälligen Einsturz eines Hauses. Leutnant G. versuchte hinter seiner Markierung liegend das Futteral seiner Pistole zu öffnen, verhedderte die Finger im Dorn und brummte mechanisch, ohne nervös zu werden – es war,

als ob sein Gehirn seit fünf Sekunden ausgekuppelt geblieben wäre – mit schwacher und monotoner Stimme: «Sch..., Sch..., Sch...!» Einige Sekunden lang war es noch still. Plötzlich drangen von unter dem Motorradgespann und von hinter den Markierungen gemeinsam vier wilde Schreie, wie man sie nachts hört, wenn Katzen während der Paarung über einander herfallen. Es war nicht zu glauben, dass solche Laute aus der Kehle kamen: Leutnant G. schien sich rufen zu hören «Gefangene! Gefangene!», aber kaum hatte er sich gehört, begann er noch lauter zu brüllen, um die Schreie eines Tiers, das geschlachtet wird, von gegenüber zu übertönen: es war etwas ziemlich Unmenschliches, ein wahres Konzert wie im Zoo: Man fühlte plötzlich tief innen, dass derjenige, der lauter brüllte, den andern niederstrecken würde – dass es Schreie gibt, die wild genug sind, um niederzustrecken. Auf einmal wurden die Schreie von gegenüber zu einer Art frenetischer Klage, während die Stimme gleichzeitig in einer höheren Tonlage anzusetzen schien: Leutnant G. riskierte einen Blick von hinter seiner Markierung; in fünf Metern Entfernung kroch ein hochgewachsener Körper unter dem Beiwagen hervor, richtete sich weinend, brüllend und wimmernd auf, dann schien der Arm abzubrechen wie ein Ast und liess einen Revolver fallen. Er sprang mit der Pistole in der Hand gleichzeitig mit Fähnrich S. hinter seiner Markierung hervor: Die zwei Deutschen gehörten ihnen.

Der Grosse mit einer Kugel im Handgelenk war nicht sehr ernst verwundet. Der andere, der noch unter dem Beiwagen lag, hatte eine Kugel mitten in der Brust: ein kleines, deutliches, winziges Loch, aus dem kaum ein Stecknadelkopf Blut austrat: eine böse Sache. S. hatte sie mit vier Kugeln erwischt; die Deutschen hatten die Magazine ihrer grossen Revolver geleert und ein Dutzend Schüsse abgefeuert. Schlecht – zum Glück –, vermutlich wegen der Vibra-

tionen des Motorrads, dessen Motor sie nicht abgestellt hatten. Eine Kugel hatte S. die Helmzier weggeschossen.

Jetzt umstand eine ganze Schar das Motorradgespann wie bei einem Autounfall: Die aus dem Schlaf gerissenen Leute vom Kai traten von überall aus ihren Häusern. Der grössere der beiden Deutschen weinte, wimmerte und verdrehte ein wenig theatralisch die Hände, der andere, der sehr bleich mitten auf dem Kai lag, wiederholte mit schwacher Stimme: «Sanitäter! Sanitäter!», mit flehenden Augen, als ob sein Leben nur vom raschen Eintreffen der Ambulanz abhinge und er dies nur von ihnen erwartete. Leutnant G. empfand Sympathie und Mitleid mit ihnen: zwei grosse, grün gekleidete, plötzlich schrecklich mitgenommene Jungen – er bemerkte, dass S. dieselbe Empfindung hatte. Er packte hastig seinen persönlichen Verband aus und presste ihn auf die Brust des Deutschen: Es würde sicherlich nichts nützen; es musste eine innere Blutung sein – aber es galt eine Geste zu finden, egal welche, vor diesen Augen, aus denen der Krieg davongeflogen und nur mehr Raum für die letzte Angst liess. Schrecklich peinlich war, dass der Deutsche in dieser dichten Menschenansammlung nur Augen für die zwei Männer hatte, die auf ihn geschossen hatten, und alles nur mehr von ihnen zu erwarten schien – man fühlte sich wie vor einem Hund, der die Hand leckt, die ihn eben gepeitscht hat – er betrachtete sie mit einer Art demütiger Gier; sobald er sie aus den Augen verlor, sah er drein, als fühle er sich endgültig im Stich gelassen. Leutnant G. war ziemlich unbehaglich zumute, liess ihn in das Haus gegenüber, das man soeben geöffnet hatte, bringen und bat, man möge einen zivilen Arzt holen, während man auf die Rettung wartete. Die aufgerissenen Augen verschwanden, und er spürte, dass er besser atmete. Ein merkwürdiger Gedanke, aber ein französischer Verwundeter hätte ihn weniger verlegen gemacht. Dieser sterbende Gefangene

war genauso unerträglich anzusehen, genauso hilflos und genauso jämmerlich behindert wie ein verkrüppeltes Tier.

Es gab nicht viele Dinge in dem grauen Motorradgespann, die zwei grossen Revolver – alte Waffen, die dem 92er Modell glichen –, einen Karabiner, Dosen mit «Knäckebrot» aus Roggenmehl, eine Art von Platten aus Pappkarton mit säuerlichem Geschmack, die Leutnant G. in seinen Beutel steckte – eine traurige Nahrung –, eine kleine Frankreichkarte, auf der die Soldaten mit Bleistift ihre Route eingetragen hatten: Ardenne, Oise, Somme – Ansichtskarten von Frankreich, da und dort mitgenommen oder gekauft! Beide waren neunzehn Jahre alt und nach den Ausweisen in ihrer Briefftasche zu schliessen bei der Hitlerjugend. Sie waren mit voller Geschwindigkeit an dem französischen Wachposten an der Dorfeinfahrt vorbeigefahren: er war so verduzt gewesen, dass er nicht einmal geschossen hatte – wenn sie sich nicht einfach verirrt hatten, war der Ausflug tatsächlich tollkühn gewesen. Während S. sich auf die Suche nach dem Befehlsstand des Bataillons machte, brachte Leutnant G. seinen validen Gefangenen in die Werkstatt, wo er immer noch wimmerte und anscheinend ein wenig Komödie spielte, um das Eintreffen des «Sanitäters» zu beschleunigen. Unterwegs fiel ihm plötzlich ein, dass das Reglement vorschrieb, sie dem Nachrichtensoffizier zu übergeben, und er begann, ihm seine Schulterklappen abzureissen, aber an der entsetzten Miene seines Gefangenen begriff er auf einmal, sehr peinlich berührt, dass seine Geste für den Deutschen eine ganz andere Bedeutung hatte: Er degradierte ihn aus seiner eigenen Autorität heraus; das musste ein Hauptmann sein. Er gab ihm die Schulterklappen mit einem aufmunternden Klaps auf den Rücken zurück, woraufhin der Deutsche, während er seine Briefftasche durchsuchte und ein Foto seiner Verlobten hervorholte, überganglos sehr herzlich wurde und anfangs, weinerliche Erklärungen abzugeben. Leutnant G. fand, dass er sich nun ein we-

nig zu sehr erholte, vor allem in Anbetracht der Leute, die ihnen auf dem Bürgersteig zusahen, wirkte das nicht sehr seriös. Er brach – zu seinem Bedauern – das Gespräch ein wenig trocken ab – er begann an seinem Deutschen Geschmack zu finden wie Monsieur Perrichon an seinem Schwiegersohn. Hätte er einen der Dioskuren hinter seinem Wagen hergeschleppt, er hätte seinem Zug bei der Rückkehr in die Werkstatt nicht stärker imponiert. Einen dieser Halbgötter, die sich hinter diesem Glorienschein von Granaten und Bomben bewegten. Die Männer umringten den Deutschen und verschlangen ihn starr vor Neugier und wortlos mit den Augen. Ein Arzt aus dem Dorf kam und legte ihm einen Verband an. Sobald der Deutsche begriffen hatte, dass man ihm nicht besonders übel mitspielen wollte, begann er auf einer Benzinkiste sitzend recht unzusammenhängend zu reden; mit seiner validen Hand schien er, wie einer aus dem Schwertbrüderorden, ganz besonders Leutnant G. die Hand schütteln zu wollen. Das war lächerlich inmitten dieser Benzinkisten und war es gleichzeitig auch nicht, so viel Schülerernst legte der Deutsche in seinen Blick und sogar eine Art Würde, die das Lachen ausschloss in seinem «Nach der Schlacht» – es war vor allem ausserordentlich peinlich: Leutnant G. sollte später unversehens wieder an diese Geste denken – er wusste nicht, warum –, als er einen deutschen Soldaten sah, der das an einen Geranientopf gelehnte Foto seiner Verlobten fotografierte. Die Szene verwunderte ihn damals sehr und brachte seine Ideen durcheinander: Er begann sich dessen bewusst zu werden, dass unter den gültigen Bildern des Krieges die kitschigen nicht den letzten Rang einnehmen.

Da er wieder über den Kai ging, um endlich zum Befehlsstand zu stossen, traf er zu seiner Überraschung wieder den Sterbenden von vorhin an, der inmitten eines Kreises von Schaulustigen direkt auf der Strasse lag. Nur noch sterbender, aber plötzlich wie von einem

Maskenbildner retuschiert – geschwollene Augen, geschwollene Wangen, das Gesicht schwarz von blutunterlaufenen Flecken. Der Zivilist, zu dem man ihn transportiert hatte, war ihm, als er allein war und anscheinend wütend über die auf Bourbourg gefallenen Granaten, anstatt einen Arzt zu rufen, mit dem Absatz auf seinem Gesicht herumgetrampelt und hatte ihn dann auf den Bürgersteig geworfen – woraufhin er, über die Folgen nicht allzu beruhigt, das Bedürfnis verspürt habe, an die frische Luft zu gehen. Ein Dutzend Zivilisten umstand den Soldaten, halb ratlos, halb mitfühlend. Ohne sich zu rühren – wie man die letzten Zuckungen eines verendenden Hundes im Rinnstein beobachtet. Der Verwundete, der sichtlich am Ende seiner Kräfte war, blickte recht friedlich hoch, und als Leutnant G. sich über ihn beugte, verneinte er bloss, indem er mehrmals mit einer Art Hartnäckigkeit seinen Kopf von rechts nach links drehte. Die Szene war erstickend und erschien Leutnant G. plötzlich unerklärlich *schlecht beleuchtet*, denn die Menschen haben, mehr als man denkt, die Macht, den Tag zur Nacht zu machen – zum Glück traf die Tragbahre des Truppenverbandsplatzes ein und setzte dem ein Ende. Leutnant G. fiel auf, dass er so gut wie kein Wort gesagt hatte: Da manche Handlungen die Jahreszeiten der Wörter durcheinanderbringen, hatte man hier die Wahl, eine Granate in die Bude zu werfen oder zu schweigen. Der Mann war weit weg. Die sehr kurze Szene, die scharf ausgeschnitten war wie eine schnelle Filmsequenz und *bedeutungsschwerer*, als recht ist, hatte in ihm wie eine Art Auslöser gewirkt – die beinahe friedliche Regung des «ach ja, ich habe begriffen» –, ein blankes Weiss, ein indifferenter, schlussendlicher Raum legte sich mit einem Schlag über viele Dinge. Die Schaufenster von Bourbourg zum Beispiel, die bald unter den Granaten zerspringen würden. Die Zivilisten von Bourbourg. Die heroischen Bevölkerungen der besetzten Länder. Um ein Haudegen zu werden, so schien ihm plötzlich, brauchte es

vielleicht gar nicht so viel. Nein, wirklich nicht so viel. Nur drei oder vier sorgfältig ausgewählte Momentaufnahmen.

© Literaturverlag Droschl Graz-Wien 2013
© der Originalausgabe *Manuscripts de Guerre* Librairie José Corti 2011

Avec le soutien du



Umschlag: & Co www.und-co.at

Satz: AD

Druck: Theiss

ISBN 978-3-85420-838-9

Literaturverlag Droschl Stenggstrasse 33 A-8043 Graz

www.droschl.com

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Winnipeg 10 mai

A. Quatre heures moins le quart de matin : j'm'éveille dans ma chambre ^{à cause mes rangées} quel bruit ! La DCA tire vraiment beaucoup, plus fort que d'habitude - n'arrête pas. Partout des ~~explosions~~ ^{explosions} de mitrailleuses. Des mitrailleuses ^{autour de moi} s'arrêtent tout près dans les champs, mais tout ~~est~~ Il y a dans la prison avec de ce fracas quelque chose d'inhabituel, ce matin.

Faut-il se lever ? Je suis vraiment bien couché dans ce lit de ferme, dans cette chambre fraîche. C'est de minuit - une demi-heure, trois quarts d'heure, et ^{le réveille} ~~je~~ me lève pas. Et voici qui m'en tire à deux cents mètres : sans doute ^{un de} nos fusils mitrailleurs en DCA. Il fait un beau soleil tout neuf, maintenant. ~~Il fait tout de~~ ~~bon~~. Pas trop tranquille pour s'arrêter. J'ai l'impression que les éclats de DCA doivent s'arrêter partout.

Mes hommes sont tout affairés autour de leur FM, mais la dernière i déi a leur venir sans ^{travailler} bien de tirer. Ouvrir le feu, après huit mois de ^{tranquillité} ~~certains~~ Ils ont le sentiment obscur, en disant, que cela ne peut se faire sans un peu plus de sévérité. Ils me regardent perplexes. Surtout on voit des avions. Un gros trimoteur vient vers nous dans le soleil, à cinq cents mètres. Je tire sans trop viser, c'est évidemment symbolique. Les heures ont l'air de traîner ça drôle, un peu incertain. Je brise un charbon, on dit que j'ouvre la porte au malheur. Maintenant tout le monde discute : il paraît que des avions sont venus en nos mitrailleuses nos portes frontales. La troupe grouille, un peu partout - le feu n'arrête pas de creuser. Obscurément chacun sent que ^{la chose} ~~est~~ prend des proportions : l'inévitable s'organise, se disperse. ~~On ne peut plus quasi le nier.~~ Enfin le calme : vous vous déciderez à aller prendre le café. Soit dans ¹⁰⁰ ~~à~~ une dizaine de kilomètres, une immense explosion, finale, gigantesque. On saura plus tard que c'est à Berse, le camp ^{qui} ~~arrivent~~ nous ^{habitués} ~~il y a~~ un mois. Un bombardier a explosé au sol avec toutes ses bombes, tirant une certaine de curieuse.

Je me tâte vers la porte - j'ai un mauvais pressentiment, le cœur serré. Ça doit y être,